1,20 DM/Band 160

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Die Totenkopf-Gang

von Jason Dark



Schweiz Fr 1,50



Die Totenkopf-Gang

Gespenster Krimi Nr. 160

von Jason Dark

erschienen am 05.10.1976

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Totenkopf-Gang

Der Mandarin war entkommen!

John Sinclair hatte es nicht geschafft, ihn endgültig zur Strecke zu bringen. Jetzt lauerte dieser teuflische Verbrecher auf eine neue Chance. Er tauchte unter und bereitete im geheimen ein gigantisches Verbrechen vor.

Mit Hilfe der Schwarzen Magie sammelte er neue Diener um sich. Schon bald hatte er eine Bande zusammen, die an Brutalität alles bisher Dagewesene übertraf.

In der Londoner Unterwelt begann das große Zittern.

Die Totenkopf-Gang war gekommen…

Die Nacht hatte einen heißen Tag abgelöst. Über die dunklen Fluten der Themse strichen hauchdünne Nebelschleier. Das Wasser gurgelte und schmatzte. Klatschend brachen sich die Wellen an der hohen, mit Algen bedeckten Kaimauer.

Wie eine große graue Decke wirkte der Himmel. Nicht ein Stern funkelte. Es war drückend schwül, und die Luft war kaum zu atmen.

Kein Windhauch brachte Kühlung, und die Themse stank wie eine Kloake.

Tief flogen die Schwalben, schnappten mit ihren Schnäbeln nach Mücken und Fliegen.

Weiter östlich quietschten die Verladekräne. Dort wurden auch in der Nacht Schiffe be- und entladen. Starke gleißende Scheinwerfer vertrieben die Dunkelheit. Doch die Lichtglocke reichte längst nicht aus, um die zahlreichen stillgelegten Piers auch noch zu erleuchten.

Hier ballte sich die Dunkelheit, schluckte die Lagerhäuser und die zerfallenen Holzbauten. Ratten hatten ihr Paradies gefunden. Fiepend und pfeifend wieselten die fetten, ekligen Tiere über den mit Schlaglöchern übersäten Boden.

Dieser Teil des Londoner Hafens war schon lange dem Verfall preisgegeben. Die Stadt hatte die einzelnen Grundstücke aufgekauft, wollte ein Handelszentrum errichten, doch die schwache Finanzlage hatte dieses Vorhaben erst einmal verzögert.

Der Wagen näherte sich aus Richtung Osten. Es war ein dunkler Mercedes, und die vier Männer, die sich in dem Gefährt verteilt hatten, waren alles andere als Chorknaben.

Sie waren Gangster, gehörten zur Elite der Londoner Unterwelt.

Wie ein Pascha hockte Henry Graf im Fond des Mercedes und starrte durch die schußsichere Scheibe. Graf war eine Größe auf dem Rauschgiftmarkt, er kontrollierte den gesamten Londoner Süden und regierte mit eiserner Faust.

Dabei sah er aus wie ein Gentleman der alten Schule. Graues, leicht gewelltes Haar, das sich an der Stirn schon lichtete. Ein schmales, gebräuntes Gesicht, in dem hellblaue Augen funkelten. Außerdem zierte ein grauer Ziegenbart sein Kinn.

Henry Graf stammte aus Deutschland. Sein Vater war Deutscher gewesen, seine Mutter Engländerin. Die Eltern hatte es aber dann schon sehr bald nach London verschlagen, wo sie sich dann nach zwei Jahren getrennt hatten. Henry Graf war praktisch auf sich allein gestellt gewesen, und er hatte sich in seinen Kreisen durchgesetzt.

Jetzt, mit fünfundvierzig, hatte er es geschafft.

Graf blickte auf den breiten Rücken seines Leibwächters, der neben dem Fahrer saß. Unzählige Gedanken gingen dem Gangsterboß durch den Kopf. Er dachte an den unbekannten Anrufer, der ihn in die Hafengegend bestellt hatte. Zuerst hatte Graf die Anrufe einfach

ignoriert, aber der Unbekannte hatte nicht locker gelassen, bis Graf einverstanden gewesen war.

Tagelang hatte er sich den Kopf zerbrochen, wer hinter diesen Anrufen stecken konnte. Am stärksten hatte er ja Jamie Tyler in Verdacht. Tyler – auch König von Soho genannt – war der zweite Rauschgiftfürst in London. Er hatte noch etwas mehr Macht als Henry Graf. Und das wurmte Graf. Irgendwann würde es zu einer Auseinandersetzung kommen, da war sich Graf ganz sicher. Ein Burgfrieden unter Gangstern hielt nie lange.

Der Mercedes fuhr jetzt langsamer. Immer wieder mußte der Fahrer allzu tiefen Schlaglöchern ausweichen. Er stieß dann jedesmal einen wüsten Fluch aus.

Der Mercedes besaß eine Klimaanlage, die bei diesen extremen Temperaturen eine Wohltat war. Nicht ein Tropfen Schweiß glitzerte auf den Stirnen der vier Männer.

Seufzend steckte sich Graf eine Zigarette zwischen die Lippen, Der Mann, der neben ihm saß, gab ihm Feuer. Graf bedankte sich nicht einmal mit einem Nicken. Für ihn war es selbstverständlich, daß seine Leute wie Marionetten reagierten.

»Wann sind wir denn da?« fragte er.

Der Fahrer hob die Schultern. »In wenigen Minuten, Boß. Es sind dann immer noch dreißig Minuten Zeit, bis zum vereinbarten Zeitpunkt.«

»Seht euch aber die Gegend vorher an«, sagte Henry Graf. »Ich möchte keine unliebsamen Überraschungen erleben.«

»Keine Angst, Boß, das geht schon in Ordnung.«

Henry Graf blies den würzigen Rauch durch die Nasenlöcher aus.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zu dem unbekannten Anrufer zurück. Was wollte dieser Kerl von ihm? Und weshalb hatte er ihn um Mitternacht in den verlassenen Hafen bestellt? Graf spürte, wie eine prickelnde Spannung von ihm Besitz ergriff. Er schielte auf seinen neben ihm sitzenden Leibwächter, der stur vor sich hinstarrte und auf den Knien eine Thompson-Maschinenpistole liegen hatte. Ja, die Killer waren bestens ausgerüstet. Sogar Handgranaten hatten sie mitgenommen.

Der Wagen fuhr jetzt langsamer, rollte um einen Backsteinbau herum und hielt an.

Die Scheinwerfer verlöschten.

Sekundenlang sprach keiner der Männer ein Wort. Dann zischte Graf:

»Los, steigt aus, und seht euch die Umgebung an. Bud und Torry, ihr versteckt euch in dem Bau.«

Der Fahrer und der Beifahrer nickten. Synchron öffneten sie die beiden Vordertüren. Augenblicklich drang die schwüle Nachtluft in das Innere des Mercedes.

Die Türen schnappten wieder zu.
Wie Schatten glitten die beiden Männer durch die stockdunkle Nacht und verschwanden in der Steinbaracke. Nicht ein Fenster war dort mehr heil, und das Dach war zum Teil eingestürzt.
Henry Graf lehnte sich in seinem Sitz zurück. Er drückte die Zigarette aus und ließ sich aus der Hausbar einen Whisky geben. Der Arzt hatte ihm zwar den Genuß von Alkohol verboten, aber es gab Momente, da brauchte er einen Schluck.
»Soll ich auch draußen warten?« fragte Killer-Pete, der neben seinem Boß sitzengeblieben war.
»Nein.« Graf schüttelte den Kopf. »Es reicht, daß du aussteigst, wenn die anderen kommen.«
»Rechnen Sie denn mit mehreren, Boß?«
»Natürlich. Glaubst du denn, einer allein bringt den Mut auf? Nein, das wird eine Gang sein.«
Killer-Pete lachte glucksend. »Die werden ihr blaues Wunder erleben.« Mit der rechten Hand streichelte er den Lauf seiner Waffe.
Die Leute, die über Killer-Pete Bescheid wußten, hielten den Mund. In ihrem eigenen Interesse. Dabei sah Killer-Pete relativ harmlos aus. Er hatte flachsblondes Haar und trug eine getönte Goldrandbrille. Als Hobby gab er Tontaubenschießen an. Er gehörte sogar einem Verein an, aber manche meinten auch, daß Killer-Pete nicht ganz richtig im Kopf war. Laut wagte das natürlich keiner zu sagen.
Killer-Pete peilte nach draußen. Sein Mund hatte sich zu einem erwartungsvollen Grinsen verzogen. Bald würde es Arbeit für ihn geben, er spürte das direkt.
Henry Graf blickte auf seine Uhr.
Noch fünfzehn Minuten bis Mitternacht.
Hoffentlich sind die anderen pünktlich, dachte er. Keine Minute länger würde er hierbleiben. Schließlich wartete Rosy, das rothaarige, heiße Luder auf ihn.
Graf wischte sich über den Mund. Langsam ergriff auch die Nervosität von ihm Besitz. Wenn er nur wüßte, wer ihn da angerufen hatte. Ein Schatten tauchte neben dem Wagen auf.
Es war Torry, einer der beiden anderen Leibwächter. Torry bückte sich und drückte seine eingeschlagene Nase gegen die Scheibe. Dann hob er die Schultern.
Graf öffnete die Tür. »Geh wieder auf deinen Platz!« befahl er.
»Ich glaube, die haben uns verladen, Boß!«
»Hast du nicht gehört? Verschwinde!«
Torry zog wieder ab. Mit der rechten Fußspitze kickte er einen am Boden liegenden Stein weg.
Noch fünf Minuten!
Henry Graf wurde immer nervöser. Er hatte sich vorgebeugt, die

Arme auf die Rückenlehne des Vordersitzes gelegt und starrte durch die breite Frontscheibe. Killer-Pete peilte durch die linke Seitenscheibe, so hoffte er, genug von der Umgebung sehen zu können.

Doch die Männer irrten sich beide.

Das Verderben kam aus der Tiefe!

Hinter dem Wagen hob sich plötzlich der Kanaldeckel. Stein kratzte über Stein. Unendlich langsam wurde der Deckel zur Seite gedrückt.

Eine Hand tauchte auf.

Eine Knochenhand…

Die beiden Männer in dem Mercedes waren nach wie vor völlig ahnungslos.

Jetzt lag der Deckel frei. Ein finsterer Schacht gähnte. Die Spitze eines breitkrempigen Hutes wurde sichtbar – ein Gesicht folgte.

Ein Totenschädel…

Lautlos näherte sich das Verhängnis.

Sekunden später stand die unheimliche Gestalt im Freien. Sie trug einen breitkrempigen Hut auf dem Kopf, unter dem ein häßlicher Totenschädel grinste.

Ein schwarzer langer Umhang verdeckte das Gerippe. Bleich leuchteten die skelettierten Finger, die eine Maschinenpistole umklammert hielten.

Doch die Gestalt war nicht allein. Drei weitere Knochenmänner verließen den Schacht. Auch sie hielten Maschinenpistolen in den Händen.

Das Grauen war gekommen und näherte sich unaufhaltsam dem parkenden Wagen.

Die vier Knochenmänner hoben die Waffen. Die Zeigefinger lagen um die Stecher.

In diesem Moment drehte Henry Graf sich um. Er wußte selbst nicht, was ihn dazu getrieben hatte, vielleicht der Instinkt für Gefahr.

Auf jeden Fall sah er die vier Unheimlichen und öffnete den Mund zu einem gellenden Warnschrei.

Und dann war die Hölle los…

***

Vier Maschinenpistolen hackten gleichzeitig ihre Todesmelodie.

Rote Feuerzungen leckten aus den Läufen, Kugeln heulten durch die Nacht und klatschten in die Rückscheibe der Mercedes-Limousine.

Das Panzerglas hielt.

Es bekam zwar Risse und wurde milchig, doch es schluckte die Geschosse.

Im Wagen hatte sich Henry Graf nach vorn geworfen und war zwischen Vorder- und Rücksitz gekrochen.

»Verriegele die Türen!« brüllte er seinen Leibwächter an.
Killer-Pete gehorchte. Auch ihm, dem abgebrühten Töter, stand das nackte Entsetzen im Gesicht geschrieben. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Skelette griffen an. Das durfte es einfach nicht geben.
Die unheimlichen Todesboten schossen noch immer. Nur hatten zwei von ihnen jetzt Henry Grafs Killer aufs Korn genommen. Die Männer waren schon nach den ersten Schüssen aus dem Lagerhaus gerannt gekommen, hatten sich jedoch flach zu Boden geworfen, als die Bleihummeln über sie hinwegjaulten.
Tony hatte als erster reagiert. Er war zurückgehechtet, in Deckung der großen verrosteten Metalltür. Bud lag noch auf dem Boden. Er hielt seine Maschinenpistole in den Händen und streute mit einer langen Garbe die Fläche vor dem Mercedes ab.
»Komm in Deckung!« brüllte Tony.
»Scheiße!« Bud sprang plötzlich auf. Er hatte einen der Kerle genau auf das Lagerhaus zurennen sehen. Die Mündung der Maschinenpistole zeigte zu Boden.
Bud stellte sich breitbeinig hin, federte leicht in den Knien. Den Kolben der MPi hatte er in die rechte Hüfte gestemmt.
Und dann zog er durch.
Das Blei zuckte auf den Ankömmling zu, stanzte eine Naht von der Schulter bis hinunter zum Becken. Nach menschlichem Ermessen mußte der Bursche tot sein, Doch nichts geschah. Wenigstens nicht das, was Bud angenommen hatte. Die Kugeln hatten den Angreifer zwar gestoppt, aber nicht töten, geschweige aufhalten können.
Der Unheimliche kam weiter auf Bud zu.
Der Schießer war starr vor Entsetzen. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Der Mann mußte einfach tot sein, die Kugeln hatten ihn regelrecht perforiert.
Doch das Gegenteil war eingetreten.
Der Mann kam auf Bud zu, diesmal hielt er seine Maschinenpistole schußbereit.
Vielleicht zehn Schritte war er noch von dem Gangster entfernt. Und nun sah Bud auch das Gesicht des Unheimlichen.
Ein bleicher Totenschädel grinste ihn an!
Bud begann seine Panik hinaus in die Nacht zu schreien. Er ließ seine Waffe fallen, riß die Hände vor das Gesicht.
Der Unheimliche blieb stehen.
Dann drückte er ab.
Die Kugelgarbe hob Bud förmlich aus den Schuhen. Er wurde gegen den linken Türflügel geschleudert, der unter dem Gewicht nach innen schwang.
Und das Skelett schoß noch immer.
Einen Tod, den auch sein Kumpan Tony mit ansah. Er kauerte im

toten Winkel, konnte zwar durch das Tor blicken, sah aber nur die Umrisse des Unheimlichen.

Torry fingerte die Handgranate aus der Hosentasche. Seine Hände zitterten wie Espenlaub. Er sprang plötzlich hoch, riß den Stift aus der Granate, lief zwei Schritte, bückte sich und ließ das höllische Ei vor die Füße des Skeletts rollen.

Dann hechtete Torry wieder in die schützende Deckung.

Er lag auf dem Boden, als die Handgranate explodierte. Es gab eine gewaltige Detonation. Dreck und Steine wurden hoch in die Luft geschleudert, der Druck riß den rechten Türflügel endgültig aus den Angeln und ließ bei Torry die Trommelfelle zittern.

Das Skelett wurde buchstäblich zerfetzt.

Torry wartete erst gar nicht, bis sich der Staub und der Dreck gesenkt hatten. Er sprang auf und hechtete ins Freie.

Aber da ereilte auch ihn das Schicksal.

Aus der Staubwolke sah er plötzlich eine weitere Gestalt auftauchen, und ehe Tony seine FN-Pistole hochreißen und abdrücken konnte, spuckte die Maschinenpistole des Skeletts Feuer.

Tony rannte in die Garbe hinein.

Er spürte die harten Schläge der Kugeln, sein Mund war plötzlich voll Blut, und mit einem gurgelnden Laut brach er zusammen. Er fiel auf die Knie und neigte sich ganz langsam dem Boden zu. Aber Torry war noch nicht tot und bekam die folgenden Ereignisse deshalb noch mit.

Die Knochen des zerfetzten Skeletts begannen sich plötzlich wieder zu bewegen, als würde eine unsichtbare Hand sie zusammenfügen. Sie bildeten einen Körper, der sich von allein wieder aufrichtete, und ehe Torry endgültig ins Jenseits einging, sah er noch den Totenschädel, der ihn höhnisch anzugrinsen schien.

Seit dem Angriff der Skelette war nicht einmal eine Minute vergangen. Eine Zeit, in der Henry Graf und Killer-Pete totenblaß in dem Mercedes gehockt hatten.

Killer-Pete fing sich als erster. Er wollte die Tür aufreißen, um nach draußen zu stürmen.

»Bist du verrückt?« brüllte Graf und bekam den Mörder noch soeben am Kragen zu packen.

Killer-Pete wandte Graf sein schweißnasses Gesicht zu. »Aber Boß, wir müssen doch…«

»Gar nichts müssen wir!« heulte Henry Graf. »Wir müssen nur verschwinden. Begreifst du das? Denen sind wir nicht gewachsen, denen…«

Eine krachende Explosion riß dem Gangsterboß die nächsten Worte von den Lippen. Eine unsichtbare Faust schien an dem Mercedes zu rütteln, dann war die Druckwelle vorbei.

Killer-Pete und Henry Graf tauchten wieder auf. Sie hatten instinktiv

die Köpfe eingezogen.
Staub und Dreck erschwerten die Sicht. Trotzdem sahen sie, wie Torry von der Kugelgarbe niedergemäht wurde.
Das gab Henry Graf den Rest. »Weg hier!« schrie er. »Verdammt, Pete, fahr doch weg!«
Auch Killer-Pete saß jetzt die Angst im Nacken, denn zwei der Skelette wandten sich wieder dem Wagen zu.
Killer-Pete kletterte nach vorn.
Die Skelette hatten den Wagen jetzt erreicht. Deutlich sah Henry Graf die grinsenden Totenschädel und die knochigen Finger, die die Stecher der Waffen durchrissen.
Die Geschosse klatschten in das gepanzerte Blech des Mercedes, wurden von dem dicken Metall aufgehalten. Auch die Reifen waren kugelsicher. Als die Skelette das bemerkten und bevor sie sich eine neue Taktik einfallen lassen konnten, war es für sie zu spät.
Killer-Pete hockte bereits hinter dem Steuer. Er drehte den im Schloß steckenden Zündschlüssel.
Der Motor sprang sofort an.
Killer-Pete knüppelte den Gang rein, gab Gas und raste auf das vor der Kühlerfront stehende Skelett zu.
Der Knochenmann jagte dem Gefährt eine Bleigarbe entgegen, die jedoch von der schußsicheren Scheibe abgefangen wurde.
Dann war der Wagen heran. Die breite Kühlerschnauze erfaßte das Skelett und schleuderte es hoch wie einen Spielball. Seitlich dröhnte der Knochenmann auf das Pflaster.
Killer-Pete riß den schweren Mercedes in eine Kurve. Gleichzeitig schaltete er die Scheinwerfer an. Dicke, weißgelbe Lichtbahnen durchbohrten die Dunkelheit, erfaßten die beiden auf dem Boden liegenden toten Gangster mit gnadenloser Härte.
Killer-Pete und auch sein Boß hatten für dieses Bild keinen Blick. Für sie gab es nur eins: Flucht.
So schnell wie möglich wollten sie den grauenhaften Ort verlassen.
Weg aus dieser Gegend, die beinahe für sie zu einer Todesfalle geworden wäre.
Killer-Pete jagte den Mercedes über Schlaglöcher, daß die Stoßdämpfer bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit strapaziert wurden.
Aber er schaffte es, wegzukommen.
Henry Graf blickte sich immer wieder um, doch die Skelette waren längst in der Dunkelheit verschwunden. Graf konnte auch nicht sehen, daß die Knochenmänner wieder in dem Schacht verschwanden, aus dem sie gekommen waren, Sekunden später zeugten nur zwei Leichen von ihrer grausamen Aktivität.
Henry Graf aber fing sich immer mehr, je weiter sich der Wagen vom Ort des Geschehens entfernte. Graf begann logisch zu denken. Er

kannte nur einen, dem er solch einen Überfall zutraute.
Jamie Tyler!
Killer-Pete drehte den Kopf. »Wohin, Boß? Nach Hause?«
»Nein, zum Teufel«, knirschte Henry Graf. »Wir machen noch in dieser Nacht einen Besuch. Fahr ins *Red Roof*, dort hat unser Freund Tyler sein Hauptquartier…«

***

Die *Red-Roof-Bar* machte ihrem Namen alle Ehre. Über dem Eingang hing ein schmales Glasdach, an dessen Unterseite rote Lampen angebracht waren und den blutigen Schein bis auf die Mütze des goldbetreßten Portiers warfen.
Im *Red Roof* verkehrte nur ein ausgesuchtes Publikum. Das hieß im Klartext: die Gangstergrößen der Londoner Unterwelt. Und trotzdem hatte das Lokal einen einwandfreien Ruf. Nie hatte es hier eine Schlägerei gegeben, und auch bei einer Razzia hatte die Polizei nicht ein Milligramm Rauschgift gefunden.
Das *Red Roof war* ein Erholungsort für streßgeplagte Gangsterbosse.
Auch in dieser Nacht hatten der Keeper und die Animiergirls wieder alle Hände voll zu tun. Die hufeisenförmige Theke war umlagert, und an den kleinen runden Tischen floß der Champagner in Strömen. Eine Drei-Mann-Band spielte dezente Rumba-Rhythmen, und auf der von unten her erleuchteten Tanzfläche übten sich einige Pärchen im Klammerblues.
Die Beleuchtung war gedämpft. Ein paar rotierende Scheinwerfer übergossen Bar und Besucher mit rotem Licht.
Unter anderem auch Jamie Tyler. Er saß an einem der Tische, hatte sein Hemd bis zum Bauchnabel aufgeknöpft und seine rechte Hand unter den Rock einer langbeinigen Blondine geschoben. In der linken Hand schwenkte Tyler einen Sektkelch. Ein leichtgeschürztes Girl beeilte sich, das Glas zu füllen.
Tyler fühlte sich mal wieder ganz als King. Jovial prostete er seinen beiden an der Theke stehenden Leibwächtern zu. Die Männer trugen trotz der Hitze ihre Jacketts, die die schweren, in den Schulterholstern steckenden Revolver verdeckten.
Tyler war vom Typ her ein Sonnyboy. Schlank, drahtig, ein schmales, braungebranntes Gesicht und stechende dunkle Augen, in denen ein gewisses Feuer brannte, das auf manche Frauen großen Eindruck machte. Ein gepflegtes Bärtchen zierte Tylers Oberlippe, nur die perlweißen Zähne waren nicht echt. Seine eigenen hatte Tyler bei einem Karatekampf verloren.
»Willst du denn noch lange bleiben, Jamieboy?« schnurrte das blonde Kätzchen an Tylers Seite.
Der Gangsterboß nahm einen Schluck und zog seine Hand unter dem

Rock der Kleinen hervor. Dabei strich er mit den Fingerspitzen über die Schenkel, und Blondy bekam eine Gänsehaut.

»Ich habe noch Durst, Süße«, erwiderte Tyler. »Erst wenn die dritte Flasche Sekt leer ist, zischen wir ab. Okay?«

Blondy nickte eifrig. Sie wollte nicht widersprechen, schließlich galt Tyler als reich und äußerst großzügig.

Die neue Flasche Pommery stand schon im Kühler. Der Sektkorken knallte und mit dem Knall stürmte plötzlich Henry Graf, gefolgt von Killer-Pete, in die Bar.

Zuerst wurden sie gar nicht bemerkt. Erst als Killer-Pete eine Garbe aus der MPi in die Decke setzte, verstummten schlagartig sämtliche Gespräche. Der Saxophonist der Band hätte bald vor Schreck sein Mundstück verschluckt. Er und seine beiden Mitspieler standen auf dem kleinen Podium wie vom Donner gerührt.

Tyler war aus seinem Sessel gesprungen. Aus ungläubigen Augen starrte er seinen Konkurrenten an. Die beiden Leibwächter drüben am Tresen hatten ihre Hände sicherheitshalber in Schulterhöhe erhoben, denn die Mündung der MPi war geradewegs auf sie gerichtet.

Mit eckigen Schritten kam Henry Graf auf Jamie Tyler zu. Mit einer knappen Handbewegung scheuchte er ein Serviergirl zur Seite. Die Kleine fiel zu Boden und goß dabei den Sekt über ihr mehr als dürftiges Kostüm.

Henry Graf hatte noch kein Wort gesprochen. Doch Tyler brauchte nur in sein Gesicht zu sehen, um zu wissen, daß er dem Tod ins Auge blickte.

Grafs Gesicht war haßverzerrt. Seine Augen waren aufgerissen, und die Lippen bebten. Die Finger der rechten Hand umklammerten einen schweren Revolver. Grafs Atem ging schnell und keuchend.

Zwei Schritte vor Jamie Tyler blieb Henry Graf stehen. Die Mündung des Revolvers zielte auf Tylers behaarte Brust.

»Ich lege dich um, du Schwein!« keuchte Henry Graf. Sein Finger krampfte sich um den Abzug.

Tyler hatte sich wieder einigermaßen gefangen. »Moment, Moment«, rief er, während ihm der Schweiß aus sämtlichen Poren trat. »Jetzt verrate mir mal, welchen Grund du hast, hier einfach reingestürmt zu kommen und mich zu bedrohen?«

»Das fragst du noch, du Hund?« brüllte Graf. »Wer hat mich denn um Mitternacht auf den Pier der Southern-Line bestellt? Du doch – oder? Okay, Jamie, ich bin zum Hafen gekommen, und ich habe noch drei meiner besten Männer mitgebracht. Zwei sind tot. Weißt du nun, weshalb ich hier bin?«

»Aber das stimmt doch alles gar nicht«, heulte Tyler. Wild schüttelte er den Kopf. »Ich war die ganze Zeit hier, verdammt. Es gibt genügend Zeugen. Jeder Gast hier wird dir das bestätigen können. Frag sie doch.

Los, frag sie!«
Henry Graf lachte laut. »Deine Zeugen kenne ich, Jamie. Die sind gekauft. Schließlich bist du bester Kunde in diesem verdammten Puff. Aber nicht mit mir. Ich weiß, du bist schlau, Jamie. Und verdammt noch mal, du hast mich geschafft. Deine Killer mit den Totenköpfen.«
»Welche Totenköpfe?«
Henry Graf schluckte. »Tu doch nicht so scheinheilig, du Bastard. Die Typen, die plötzlich auf dem Pier waren und anfingen zu ballern. Aber jetzt ist Schluß, Jamie. Jetzt bin ich am Drücker. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Ich lege dich um!«
Todesangst packte den schönen Jamie. »Nein, Henry!« kreischte er.
»Tu's nicht! Ich habe damit nichts zu tun gehabt, glaub mir doch, zum Teufel!«
»Nein, verdammt!«
»Er hat wirklich nichts damit zu tun, Mister Graf!«
Die Stimme war im Hintergrund der Bar aufgeklungen. Ein Mann im dunkelroten Smoking und einer spiegelblanken Glatze schob sich mit erhobenen Armen näher.
Es war Ricky Lord, der Besitzer der Bar, und Vertrauter zahlreicher Unterweltbosse. Lord hatte ein Studium der Rechtswissenschaften hinter sich, war dann in einen Bestechungsskandal verwickelt gewesen, hatte seinen Beruf aufgeben müssen und die Bar übernommen. Ricky Lord war akzeptiert worden, man hörte auf seinen Rat, und er galt als eine Art Schiedsmann der Unterwelt.
Lord blieb seitlich neben Henry Graf stehen. An dem kleinen Finger der rechten Hand funkelte ein Diamantring. Die dicken fleischigen Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln, während Lords Augen fast hinter Fettwülsten verschwanden.
»Wenn Sie schießen, Graf, so ist das Mord. Aber ein Mord unter Zeugen.«
Henry Graf kochte. »Halten Sie sich da raus, Lord!« schrie er. »Oder ich pumpe Sie ebenfalls voll Blei.«
»Sie sind nervös, Graf, und das ist Ihr Fehler!« Ricky Lord schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.
»Wenn Sie das erlebt hätten, was ich durchgemacht habe, wären Sie das auch«, giftete der Gangsterboß.
»Das glaube ich Ihnen gern. Und deshalb wäre es besser, wenn wir mal in aller Ruhe über das Problem reden. Ich für meinen Teil kann nur bezeugen, daß Jamie Tyler den gesamten Abend hier gewesen ist. Das gilt auch für die Zeit um Mitternacht. Und Sie wissen auch eins, Graf, Sie können sich auf mich verlassen. Ich bin parteilos und halte mit keinem. So, und jetzt legen Sie Ihre verdammte Kanone weg.«
Stur schüttelte Henry Graf den Kopf. »Nein! Sie können noch so reden, Lord, ich lasse mich von meiner Meinung nicht abbringen.

Denn wer außer Jamie sollte Interesse daran haben, meine Leute zu killen?«

»Vielleicht eine dritte Partei«, sagte Tyler.

»Das glauben Sie doch selbst nicht. Keiner in London ist so verrückt und legt sich mit uns an.«

»Müssen es denn unbedingt einheimische Killer sein?« stellte Ricky Lord die Frage.

»Was meinen Sie damit?«

»In letzter Zeit ist die Mafia sehr aktiv geworden. Langsam wird ihr in Italien der Boden zu heiß, und sie dehnen ihr Gebiet aus. Da wäre London genau der ideale Tummelplatz.«

»Sie haben aber keine Beweise«, sagte Graf.

»Nein – genauso wenig wie Sie.«

Henry Graf atmete schwer. Er warf einen raschen Blick über die Schultern, zu Killer-Pete hin, der nach wie vor wie ein Denkmal neben der Eingangstür der Bar stand und die Maschinenpistole fest in seinen Händen hielt. Jeder der Anwesenden kannte Killer-Petes Ruf, und alle hatten das Gefühl, von seinen Blicken durchbohrt zu werden.

»Okay, Lord, Sie haben mich überredet.« Henry Graf senkte die Waffe. Er sah, daß Tyler aufatmete und aus den Augen des Mannes die Angst verschwand. Mit ein paar heftigen Worten scheuchte Jamie die Blondine weg, die – kreidebleich im Gesicht – an den Tresen rannte und ein volles Glas Sekt förmlich in die Kehle hineinschüttete.

»Komm, setz dich, Henry«, sagte Jamie Tyler und bot seinem Konkurrenten mit einer Handbewegung Platz an.

Graf nickte und winkte – bevor er Platz nahm – seinen Killer zu sich.

Pete baute sich hinter ihm auf, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Auch Ricky Lord nahm Platz und ließ es sich nicht nehmen, die Getränke auf Kosten des Hauses zu spendieren.

Die drei Männer steckten die Köpfe zusammen. Sie berieten flüsternd, und als Henry Graf den Überfall in allen Einzelheiten schilderte, konnten Tyler und Lord nur die Köpfe schütteln.

»Aber das ist doch nicht möglich«, sagte der glatzköpfige Lord und trommelte nervös mit seinen Fingern auf der Tischplatte herum. »Wo gibt es denn so etwas, daß Menschen kugelfest sind?«

»Sie waren es aber«, sagte Henry Graf. »Was glauben Sie, was ich eine Angst ausgestanden habe? Bud hat dieses Gerippe mit einer Ladung Blei bedacht, und was ist geschehen? Nichts. Der hat die Kugeln geschluckt, als wären sie Erbsen. Nein, Gentlemen, ich sage, das geht nicht mit rechten Dingen zu.« Henry Graf nahm einen kräftigen Schluck Sekt. »Und wenn du, Jamie, tatsächlich nicht dahintersteckt, was ich mittlerweile glaube«, fügte er schnell hinzu, weil Jamie Tyler schon wieder aufspringen wollte, »dann sind für mich fremde Mächte am Werk.«

»Nun werden Sie aber komisch«, meinte Ricky Lord, »Haben Sie eine andere Erklärung?«
»Das nicht gerade. Aber die Schießer werden sich verkleidet und schußsichere Westen getragen haben. Sie müssen doch wohl zugeben, diese Totenkopfmasken sind äußerst wirkungsvoll.«
»Das ganz bestimmt«, erwiderte Graf.
»Und was machen wir jetzt?« fragte Jamie Tyler. »Ich meine, wir könnten uns zusammenschließen und dann gegen den Unbekannten gemeinsam angehen.«
»Der Vorschlag ist gut«, meinte Henry Graf, »aber erst müssen wir wissen, wer der unbekannte Gegner ist.«
»Das müßte herauszukriegen sein«, sagte Ricky Lord.
Jamie Tyler nickte gedankenverloren, »Ja, wir könnten unsere Spitzel einsetzen. Nebenbei habe ich noch einen guten Draht zu den zivilen Bullen.«
Henry Graf drehte sein Glas zwischen den Fingern. »Ich kann mir nicht helfen«, murmelte er. »Aber ich glaube, daß es bei diesem Fall nicht mit rechten Dingen zugeht. Vielmehr nehme ich an…«
Graf sprach nicht mehr weiter, denn von draußen drang plötzlich der Todesschrei eines Menschen an seine Ohren.
Die Männer wurden blaß. Auch die anderen Gäste erstarrten in ihren Bewegungen.
Sekundenlang geschah nichts.
Und dann taumelte eine Gestalt in die Bar. Es war der Portier. Seine Uniform war über und über mit Blut bespritzt. Er machte noch zwei Schritte, fiel gegen einen leeren Stuhl und brach damit zusammen.
Und dann standen die Knochenmänner im Eingang der Bar. Das Licht übergoß ihre häßlichen Schädel mit blutrotem Schein. Gräßlich waren die Mäuler anzusehen, in denen die verfaulten Zähne bleckten.
Im Nu war das Chaos perfekt!

***

Grelle, spitze Frauenschreie durchbrachen die lähmende Stille. Auf der Tanzfläche fielen zwei Personen in Ohnmacht. Aber auch die Männer hatte das Entsetzen gepackt. Noch rührte sich keiner, noch waren alle Augen auf die unheimlichen Knochenmänner gerichtet.
Killer-Pete löste sich als erster aus der Erstarrung. Er riß seine Maschinenpistole hoch und feuerte aus der Hüfte. Die Garbe streute quer durch das Lokal, und es war reines Glück, daß keiner der Gäste von einer Kugel getroffen wurde.
Anders die Knochenmänner.
Die Geschosse fegten zwei von ihnen zurück, doch dann begannen die anderen beiden zu schießen. Sie drehten die Mündungen der MPi’s.

Eine Bleiladung jagte auf Killer-Pete zu, der sich jedoch instinktiv hatte zu Boden fallen lassen.
Die Kugeln trafen nicht ihn, sondern Henry Graf.
Der Gangsterboß kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Er starb im Sitzen, kippte langsam zur Seite und schlug mit dem Kopf auf die Tischplatte. In dieser Haltung blieb er sitzen.
Die Panik wurde grenzenlos. Angstschreie übertönten das Rattern der Waffen. Brüllend und heulend drängten die Gäste in Richtung Hinterausgang. Es entstand ein heilloses Durcheinander.
Tische und Stühle kippten um, Gläser gingen klirrend zu Bruch.
Einige Männer warfen sich hinter die Bar in Deckung. Eine Kugelgarbe streute über die Theke und räumte die Regale dahinter leer.
Ricky Lord hatte unter einem der runden Tische Deckung gefunden.
Eine Kugel hatte ihn am Bein gestreift und eine äußerst schmerzhafte Wunde hinterlassen. Lord hatte den Tisch umgekippt und benutzte die Platte als provisorische Deckung.
Auch Jamie Tyler hatte es noch nicht erwischt. Er hatte sich ein zappelndes, kreischendes Animiergirl gepackt und hielt es wie einen Schild vor seinem Körper. Dabei versuchte er, in sichere Deckung zu robben.
Nur Tylers Leibwächter wollten nicht aufgeben. Sie hatten sich vor den Tresen geduckt und feuerten aus ihren schweren Revolvern.
Schuß auf Schuß jagten sie aus den Läufen. Das Blei klatschte in die Knochenmänner hinein, ohne jedoch den geringsten Schaden anzurichten.
Doch die beiden Männer kamen nicht mehr dazu, die Trommeln ihrer Waffen leerzuschießen. Eine gezielte Geschoßgarbe packte sie gleichzeitig und schmetterte sie gegen den Tresen. In seltsam verdrehten Haltungen blieben sie liegen. Blutlachen breiteten sich unter ihren Körpern aus.
Der Tod hielt in dieser Nacht blutige Ernte. Und selbst ein abgebrühter Mann wie Killer-Pete zog es vor, nicht mehr zu schießen, sondern sich ruhig zu verhalten.
Nicht mal dreißig Sekunden hatte der Überfall gedauert. Wie auf ein geheimes Kommando hin, wandten die vier Skelette sich um und waren im nächsten Atemzug verschwunden. Ein Motor heulte auf, Reifen jaulten, und dann war der Spuk vorbei.
Die Bilanz war grausam.
Fünf Tote und mehrere Verletzte. Zu den Toten zählten der Portier, Henry Graf, Jamie Tylers Leibwächter und der Barkeeper, der zwei Kopfschüsse bekommen hatte, weil er nicht schnell genug in Deckung gekommen war.
Auf der Tanzfläche lagen einige Verletzte. Ihr Stöhnen durchbrach

die eingetretene Stille. Die Tür zum Notausgang stand offen. Durchzug fächerte die beißenden Pulverschwaden auseinander.

Als erster kam Ricky Lord unter dem Tisch hervorgekrochen. Sein Gesicht war verzerrt. Er konnte selbst nicht sagen, ob vor Grauen oder vor Schmerzen, denn die Streifschußwunde brannte noch immer.

Das Animiergirl, das Jamie Tyler als Kugelfang genommen hatte, weinte. Tyler schob es zur Seite und stand auf. Seine Knie zitterten wie Pudding, als er auf den toten Henry Graf zuging.

Killer-Pete stand neben seinem Boß. Sein Mund war halb offen.

Flach ging der Atem des Mörders. Die Mündung der Maschinenpistole zeigte zu Boden.

»Henry hatte recht gehabt«, stöhnte Jamie Tyler. Er suchte in seiner Hosentasche nach Zigaretten, fand nur ein leeres Päckchen und warf es wütend zu Boden.

Ricky Lord nickte. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und sein Taschentuch um die Streifschußwunde gepreßt. Er war im Moment nicht fähig, ein Wort zu sprechen.

Auch dann noch nicht, als ein Dutzend Bereitschaftspolizisten die Bar stürmten. Mit ihnen kamen Ärzte und Sanitäter. Draußen heulten die Sirenen der Krankenwagen.

Betroffen blickten die Polizisten auf die Leichen. Die Sanitäter kümmerten sich um die Verletzten, während Inspektor Spencer, Leiter der Crew, sich zu Ricky Lord gesetzt hatte und eine erste Vernehmung durchführte.

Spencer war ein Praktiker, schon über zwanzig Jahre im Dienst und kannte die Londoner Unterwelt wie seine eigene Westentasche. Auch Ricky Lord und Jamie Tyler.

Mit dem Daumen deutete Spencer auf den toten Henry Graf. »Schätze, Sie haben hier einiges zu erklären, Mister Lord.«

Ricky Lord schüttelte den Kopf. »Ich kann nichts sagen, Inspektor«, sagte er mit rauher Stimme. »Es war die Hölle. Sie standen plötzlich da und schossen.«

»Wer stand da?«

»Die Skelette in ihren langen Umhängen.«

Spencers Blick verdunkelte sich. Sein kantiges Gesicht nahm einen wütenden Ausdruck an. »Wollen Sie mich veralbern?«

Lord schüttelte den Kopf. »Keineswegs, aber es ist so, wie ich es Ihnen gesagt habe.«

Inspektor Spencer winkte Jamie Tyler zu sich. Der Gangsterboß war blaß wie ein Leichentuch und vermied es, auf den toten Henry Graf zu blicken.

»Es stimmt, Inspektor, es waren keine Menschen, sondern Knochenmänner, und wenn Sie denken, daß ich hinter der Sache stecke, dann irren Sie sich. Ich habe mit dem Mord an Henry Graf

nichts zu tun.«

»Was erst mal zu beweisen wäre.«

»Glauben Sie denn, ich lasse meine eigenen Leute umlegen?« heulte Tyler. »Nein, das waren andere. Graf und ich, wir sollten umgelegt werden. Daran gibt es keinen Zweifel. Diese verdammten Schweine. Aber eines sage ich Ihnen, Inspektor, ich verlange Schutzhaft, jawohl. Und zwar so lange, bis die Hunde gefaßt sind.«

»Nun mal langsam.« Spencer winkte ab. Er stand dann auf, um den beiden Männern im grauen Kittel Platz zu machen, die den toten Henry Graf in eine Zinkwanne legten und diese dann hinaustrugen.

Die übrigen Gäste waren in einem Hinterraum untergebracht worden.

Spencers Assistent hatte Verstärkung angefordert, um die ersten Verhöre durchführen zu können. Draußen vor der Bar drängten sich die Neugierigen.

Die ersten Fotografen waren ebenfalls schon eingetroffen und schossen ihre Sensationsbilder. Immer mehr Polizisten kamen. Es gelang ihnen nur mit Mühe, den Eingang zur Bar freizuhalten. Gerüchte schwirrten herum. Man sprach von einem Gangsterkampf, wie ihn London noch nie erlebt hatte, aber was genau geschehen war, wußte niemand zu sagen, und die unmittelbar Beteiligten hüteten sich, den Mund aufzumachen.

Zwei Stunden dauerte die erste Spurenaufnahme. Als Inspektor Spencer dann mit Ricky Lord, Jamie Tyler und Killer-Pete nach draußen ging, wurde es bereits hell. Aber noch immer drängten sich die Menschen vor der Bar.

Blitzlichter flammten auf. Fragen stürzten auf Spencer ein, doch der Inspektor hob beide Arme und rief nur immer wieder: »Kein Kommentar, Leute.«

Die Gangster gaben ebenfalls keine Antwort. Schweigend und mit aschgrauen Gesichtern stiegen sie in die Dienstlimousine des Inspektors.

Der Wagen verließ die Stätte des Grauens. Keiner der Insassen sprach ein Wort. Ihnen war nicht wohl bei dem Gedanken, daß sich solch ein Überfall wiederholen würde.

Inspektor Spencer dachte dabei an eine Terror-Gang, und er hatte sich vorgenommen, noch in dieser Nacht das Innenministerium zu informieren. Es mußte alles getan werden, um den Fall aufzuklären.

»Skelette«, brummte Spencer, »die Leute müssen alle verrückt gewesen sein. Na ja, wir werden sehen.«

Daß übersinnliche Mächte mit im Spiel gewesen sein könnten, daran glaubte Inspektor Spencer keine Sekunde lang…

***

Die Schlagzeile sprang Oberinspektor John Sinclair am anderen Morgen förmlich ins Auge.

Bandenkrieg in London!

Chicagoer Zustände an der Themse.

John Sinclair ließ die Hand mit der Kaffeetasse sinken und las erst einmal den Artikel.

Der Reporter konnte selbst kein genaues Bild von der Schießerei geben. Er war einzig und allein auf Vermutungen und Spekulationen angewiesen. Er schrieb von einem mächtigen Syndikat, das sich in der Londoner Unterwelt breitmachen wollte, und jemand, der zwischen den Zeilen las, konnte unschwer erkennen, daß mit dem Syndikat die Mafia gemeint war.

John Sinclair ließ die Zeitung sinken und trank einen Schluck Kaffee.

Durch das offene Fenster schien die jetzt schon heiße Morgensonne.

Es versprach, wieder einer dieser Hundstage zu werden, in denen die Menschen sich selbst nicht leiden konnten.

John Sinclair hatte im Augenblick keinen besonderen Fall anliegen.

Er mußte sich die Zeit mit Büroarbeit totschlagen. Und das schon seit einer Woche. Nach seinem Sieg über den Mandarin war gewissermaßen eine Sommerpause eingetreten.

Allerdings hatte diese Arbeit auch ihre Vorteile. John konnte pünktlich Feierabend machen und danach noch in einem Schwimmbad gut gewachsene Bikini-Girls bewundern.

Oberinspektor John Sinclair hatte einen außergewöhnlichen Job bei Scotland Yard. Er war Spezialist für übersinnliche Fälle, für Rätsel, die sich mit herkömmlichen Methoden nicht lösen ließen. Seine Aufgabe bestand darin, gegen Dämonen, Vampire und andere finstere Schattenwesen zu kämpfen, die – gerade im Zeitalter der hochgezüchteten Technik – zu einem Angriff auf die Erde angesetzt hatten. Es gab nur wenige Menschen auf der Welt, die dies erkannt und auch gehandelt hatten. Zu ihnen zählte John Sinclair. Seine Aufklärungsquote lag bei sage und schreibe hundert Prozent, ein Erfolg, um den ihn nicht wenige seiner Kollegen beneideten. Allerdings war Johns Dienst auch aufreibend genug, und mehr als einmal war er nur haarscharf mit dem Leben davongekommen.

John frühstückte zu Ende, hängte sich sein leichtes Sommerjackett über, ließ die Rollos vor die Fenster gleiten und fuhr nach unten in die Tiefgarage, wo in einer Parktasche sein metallicfarbener Bentley abgestellt war.

In der Garage traf John auch den Hausmeister. Der Mann wußte von Sinclairs Beruf. Aufgeregt kam er angelaufen und schwenkte in der rechten Hand eine Tageszeitung.

»Haben Sie schon gelesen, Sir? Überfall auf die Red-Roof-Bar. Na, wenn das keine Sensation ist.«

John war stehengeblieben. »Die Reporter übertreiben immer«, meinte er.
»Nee, diesmal bestimmt nicht, Sir. Ich sage Ihnen, in London geht es bald rund, lassen Sie sich das gesagt sein.«
»Sie scheinen ja mehr zu wissen, als ich.«
Der Hausmeister kratzte sich seinen Nasenrücken. »So etwas spürt man doch. Warten Sie mal ab, Sie werden sich noch an meine Worte erinnern. Vielleicht überträgt man Ihnen auch den Fall.«
»Kann sein.«
John schloß die Wagentür auf. Der Hausmeister wußte nicht, welchen Beruf John tatsächlich ausübte. Der gute Mann wußte wohl, daß John beim Yard war – mehr aber auch nicht.
John Sinclair rollte aus der Parkbucht. Im Innenspiegel sah er, daß der Hausmeister ihm nachblickte.
Der Bentley quälte sich durch den Londoner Morgenverkehr. Es war schon verdammt heiß. Die Luft stand zwischen den Häusern, und John Sinclair brach der Schweiß aus.
Als er in die Victoria-Street einbog, in der das Gebäude von Scotland Yard liegt, sah er schon die zahlreichen Menschen vor dem Eingangsportal herumlungern. Meistens waren es Reporter, die auf irgendeine Sensation oder Neuigkeit warteten.
John stellte den Wagen auf dem yardeigenen Parkplatz ab und betrat das Gebäude durch einen der rückwärtigen Eingänge. Auch auf den Fluren herrschte eine seltene Hektik. Die Beamten rannten hin und her, Telefone klingelten, und Sekretärinnen arbeiteten genauso auf Hochtouren wie die perfekt ausgestattete Datenanlage.
John schüttelte den Kopf und fuhr mit dem Lift in sein Büro hoch.
Er hatte es kaum betreten, da klingelte das Telefon.
»Sinclair«, meldete sich John.
»Na endlich«, hörte er die Stimme seines Freundes Bill Conolly.
»Mann, ich habe schon ein paarmal versucht, dich zu erreichen. Aber immer…«
»Nun halt mal die Luft an, Bill. Ein guter Beamter ist pünktlich.«
»Aber doch nicht heute. Hast du denn nicht die Zeitungen gelesen?«
»Du spielst auf den Artikel an.«
»Ja.«
»Aber damit habe ich doch nichts zu tun.«
»Und ob.«
»Dann mal raus mit der Sprache.«
»Okay. Welche Zeitung hast du gelesen?«
»Die Times.«
»Da stand natürlich nichts drin. Ist zu seriös, das Blatt. Du mußt den Mirror lesen. Paß auf, ich zitiere.« John hörte Papier rascheln und dann wieder Bills Stimme. »Wie wir von glaubwürdigen Zeugen

erfuhren, sollen die Gangster keine normalen Menschen, sondern Skelette gewesen sein. Hörst du, John? Skelette! Das ist ein Fall für uns!«

»Nun mal langsam, Bill. Die Zeugen können sich auch getäuscht haben. Und Reporter haben die Art, so manches aufzubauschen, denk mal an deine Zeit.«

»Das stimmt schon, aber gleich mehrere Zeugen auf einmal haben das doch bestätigt. Nein, John, da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu. Wann sehen wir uns?«

»Ich weiß nicht so recht, was Superintendent Powell vor hat. Vielleicht in der Mittagspause.«

»Das ist mir zu spät. Ich komme zu dir ins Büro. Sagen wir, in zwei Stunden bin ich da.«

»Meinetwegen.«

»Bis später dann.« Bill legte auf.

John lehnte sich aufseufzend zurück und zündete sich die Morgenzigarette an. Nachdenklich blickte er dem blauen Rauch nach.

Wenn Bill Conolly mit seinen Vermutungen tatsächlich recht behalten sollte, dann würde auf John Sinclair einiges zukommen, das stand fest.

Er hatte die Zigarette noch nicht aufgeraucht, als abermals das Telefon schrillte.

Diesmal war Superintendent Powells Sekretärin an der Leitung.

Anstelle eines »Guten Morgen« sagte sie mit belegter Stimme: »Sie möchten sofort zum Chef kommen, Sir.«

»Na, Ihnen scheint ja eine Laus über die Leber gelaufen zu sein«, erwiderte John.

»Die Laus wird Sie bestimmt auch noch beißen«, erwiderte die Vorzimmerelfe und hängte auf.

John grinste, zuckte die Achseln und verließ sein Büro. Er war kaum auf dem Gang, da spürte er, wie sich ein unangenehmes Gefühl in seinem Magen breitmachte.

Ein Gefühl, das immer dann auftrat, wenn schwerster Ärger in der Luft lag…

***

In einem Treibhaus konnte die Luft nicht anders sein als in dem luxuriös ausstaffierten Zimmer. Leider besaß der Raum keine Klimaanlage, aber das war nicht das einzige, worüber sich Lana Leroy ärgerte.

Ricky Lord war nicht nach Hause gekommen.

Normalerweise traf er immer gegen drei Uhr morgens ein, trank dann mit ihr noch einen Whisky, legte sich anschließend für einige Stunden hin, um sich danach völlig der rothaarigen Lana widmen zu können.

Doch in der vergangenen Nacht war Ricky nicht erschienen, er hatte nicht einmal telefoniert, und Lana war zu stolz gewesen, um bei ihm in der Bar anzurufen.

Sie hatte einige Stunden am Fernsehapparat gesessen, viel geraucht, noch mehr getrunken und war dann auf der breiten beigefarbenen Couch eingeschlafen.

Als Lana Leroy erwachte, war es mittlerweile vier Uhr. Draußen wurde es bereits hell, und die ersten Vögel zwitscherten.

»Verdammter Mist«, knurrte die Leroy, als sie einen Blick auf die Uhr geworfen hatte. »Ist dieser Kerl denn immer noch nicht da? Na, der kann was erleben.«

Lana verzog das Gesicht und schwang ihre langen, gutgewachsenen Beine von der Couch. Der leichte duftige Morgenmantel verrutschte und präsentierte einen makellosen Körper, an dem kein Gramm Fett zuviel war.

Lana Leroy war von einer animalischen Schönheit. Sie war ein Vollblutweib mit langen roten Haaren und leicht schrägstehenden grünen Augen. Das Gesicht erinnerte entfernt an die Film-Schauspielerin Ursula Andress, und Lana war tatsächlich damals – als sie noch blonde Haare gehabt hatte – oft mit dem Filmstar verwechselt worden.

Nun, diese Zeiten waren vorbei. Lana trauerte ihnen auch nicht nach, obwohl sie die Dreißig bereit um fünf Jahre überschritten hatte.

Anderen Frauen ging es schlechter. Sie war die Freundin eines wohlhabenden Mannes und hatte einfach nur da zu sein.

Seufzend stand Lana auf und schüttelte die rote Mähne. Dann ließ sie das dünne Gewebe endgültig fallen und schritt nackt, wie Gott sie erschaffen hatte, durch das Zimmer. Sie kam an der Stereoanlage vorbei und schaltete sie ein.

Tanzmusik von Ray Coniff drang aus den Lautsprecherboxen.

Lanas Laune besserte sich, als sie die Tür zur Dusche aufzog und den schwarz gekachelten Raum betrat.

Ein großer, vom Boden bis zur Decke reichender Spiegel reizte Lana, sich zu betrachten.

Sie fuhr mit den Händen über ihre Hüften und drehte sich wie eine Tänzerin. Kritisch musterte sie ihren Körper. Dabei kam sie zu dem Schluß, daß sie sich durchaus sehen lassen konnte und sich nicht hinter einer zehn Jahre Jüngeren verstecken brauchte.

Wenig später drehte sie die Dusche auf.

Die nadelfeinen Wasserstrahlen spritzten in das Becken. Lana setzte sich ihre grüne Badekappe auf und hüpfte unter das eiskalte Wasser.

Sie hätte schreien können, so sehr traf sie die Eisdusche. Jede Pore am Körper zog sich zusammen, doch wenig später schon hatte sich Lana an das Wasser gewöhnt und empfand die Eisstrahlen als eine

Wohltat.

Zehn Minuten blieb sie unter der Dusche. Dann trocknete sie sich ab und schlüpfte in den flaschengrünen flauschigen Bademantel, der sich wie eine zweite Haut um ihren Körper legte.

Beschwingt durch die Musik ging Lana zurück in den großen Wohnraum.

Sie hatte die Tür kaum geöffnet, da hatte sie das Gefühl, eine eiskalte Hand würde ihr den Hals zupressen.

Lana Leroy war nicht mehr allein in der Wohnung.

In einem der Sessel saß ein Mann!

***

»Daß Sie mitmischen, hätte ich mir eigentlich denken können«, sagte Inspektor Spencer und zog ein säuerliches Gesicht, als John Sinclair das Büro seines Chefs betrat.

Superintendent Powell hockte hinter seinem Schreibtisch wie ein liebeskranker Pavian. Er blickte John an, als ob er am Untergang der Welt Schuld sei.

Sinclair nickte freundlich in die Runde und setzte sich auf den einzig noch freien Stuhl.

»Darf man fragen, um was es geht?« erkundigte er sich.

»Der Teufel ist los!« schnaubte Powell, »und das im wahrsten Sinne des Wortes. Haben Sie heute morgen schon die Zeitungen gelesen?«

John nickte. »Ja, die Times. Sie spielen sicher auf den Bandenkrieg an. Fünf Tote hat es, soviel ich weiß, gegeben.«

»Nein, die Zahl der Leichen hat sich auf sieben erhöht. Wir fanden auf einem stillgelegten Pier noch zwei, von Kugeln tödlich getroffene Männer. Aber am allerschlimmsten an der Sache ist«, Powell nahm einen Schluck Mineralwasser und wischte sich über das Gesicht, »laut Zeugenaussagen sollen die Männer von Skeletten umgebracht worden sein.«

»Ach, das sind doch Hirngespinste«, wehrte Inspektor Spencer ab.

»Die Zeugen sind durchgedreht.«

John mußte grinsen. »Hoffentlich irren Sie sich nicht, lieber Kollege. Ich kann mich da an einen Fall erinnern, da wollten Sie mir auch nicht glauben…«

»Sie meinen die Unsichtbaren?«

»Genau.«

Spencer winkte ab. »Da glaube ich auch heute noch nicht dran.«

»Dann ist Ihnen nicht zu helfen.«

»Bitte, keinen Streit, meine Herren«, sagte Superintendent Powell.

»Dazu ist die Lage zu ernst. Wir haben uns schließlich versammelt, um eine gemeinsame Arbeitsgrundlage zu finden. Sollte in London tatsächlich die Mafia mitmischen, so ist es Inspektor Spencers

Aufgabe, den Fall zu lösen. Trifft es aber zu, daß übersinnliche Mächte ihre Hände im Spiel haben, dann sind Sie an der Reihe, Sinclair. Bis sich jedoch die Fronten geklärt haben, arbeiten Sie zusammen.«

John Sinclair und Inspektor Spencer waren nicht gerade begeistert. Sie hatten sich noch nie richtig leiden können, und Spencer gehörte zu den Kollegen im Yard, die Johns Job immer noch abfällig als »Spinnerei« bezeichneten. Außerdem hatte er es nicht überwunden, daß John – obwohl zwanzig Jahre jünger – schon Oberinspektor war. Er hielt nichts von übersinnlichen Dingen, für ihn mußte alles eine logische Erklärung haben.

»Ich hoffe nur, daß sich meine Theorie durchsetzen wird«, sagte Spencer steif.

»Mal sehen.« John hob die Schultern.

Superintendent Powell hatte inzwischen die ersten Ergebnisse der Mordkommission auf dem Schreibtisch liegen, zusätzlich mit den Zeugenaussagen.

Die Ballistiker hatten sich mit den Kugeln beschäftigt und herausgefunden, daß sämtliche Geschosse aus Thompson Maschinenpistolen stammten. Diese Spur verlief jedoch im Sand, denn Waffen dieser Art bekam man auf dem schwarzen Markt bald nachgeworfen. Interessanter waren die Zeugenaussagen der Gangster und Bargäste. Übereinstimmend hatten sie erklärt, daß von den Männern nur die Totenköpfe und skelettierten Hände zu sehen gewesen waren. Alles andere war von einer langen Kutte verdeckt worden. Andere Zeugen, die vor der Bar gewesen waren, hatten behauptet, daß die Männer in einen Lieferwagen gestiegen seien. Ein Mann hätte am Steuer gesessen, von dessen Gesicht kaum etwas zu sehen gewesen war.

John Sinclair stutzte, als er den Satz las. »Hat es dazu noch weitere Einzelheiten gegeben?« hakte er nach.

Powell schüttelte den Kopf. »Nein, aber warum fragen Sie? Haben Sie einen bestimmten Verdacht?«

John nickte. »Ich denke da an den Mandarin.«

»Aber der ist doch tot.«

»Wissen wir es genau? Ich weiß nur noch, daß ich mit ihm in einem brennenden Wagen gekämpft habe und mich Bill Conolly aus der Flammenhölle rausgezogen hat. Wir haben zwar angenommen, daß der Mandarin tot ist, aber hundertprozentig sicher sind wir auch nicht.«

Inspektor Spencer horchte auf. »Sie wissen, wer hinter diesen Überfällen stecken könnte?«

»Sagen wir, ich habe eine Vermutung«, schwächte John ab. »Aber wenn ich Ihnen die Geschichte meines letzten Falles erzählte, halten Sie mich wieder für einen Spinner. Okay, dann möchte ich jetzt doch

einmal die Zeugen sprechen.«

»Sie sind unten im Zellentrakt untergebracht«, sagte Powell. »Jamie Tyler hat nach Schutzhaft geschrien.«

»Und? Wollen Sie ihm die geben?«

»Ich bin mir nicht sicher. Was meinen Sie, John?«

Sinclair wußte, worauf Powell, der alte Fuchs, hinauswollte. Tyler konnte gut als Lockvogel dienen, und das genau war auch Johns Meinung.

»Ich würde ihn nicht in Schutzhaft nehmen«, sagte der Oberinspektor und wunderte sich, daß auch Spencer einverstanden war.

»Dann wäre ja alles klar«, meinte Powell. »Ach ja, noch etwas. Dieser Ricky Lord, dem ja die Bar gehört, ist bereits wieder nach Hause gefahren. Er scheint am wenigsten Angst zu haben.«

»Kein Wunder«, erwiderte John, »schließlich hat er sich aus allem rausgehalten.«

»Oder wir haben ihm nichts beweisen können«, schränkte Spencer ein.

»Auch möglich.«

John Sinclair stand auf, und gemeinsam mit Spencer fuhr er in das untere Geschoß, wo die Zellen für die Untersuchungshäftlinge lagen.

Tyler und Killer-Pete hockten in einer Zelle und lasen Zeitung.

Kaffeeduft kitzelte Johns Nase, als der Wärter die Tür aufschloß. Wie auf Kommando hoben die Gangster die Köpfe und ließen die Zeitungen sinken.

»Aha, hoher Besuch«, grinste Killer-Pete und rückte seine Brille zurecht.

»Reden Sie keinen Mist«, knurrte Spencer und blieb an die Tür gelehnt stehen.

Killer-Pete blickte John an. »Sind Sie neu hier?« fragte er.

»Nicht so neu, daß ich Sie nicht kennen würde, Killer-Pete. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Von Ihnen will ich nichts, sondern von Ihrem neuen Boß. Also, Tyler, jetzt erzählen Sie mir die Sache mal von Anfang an.«

Tyler sprang von seinem Stuhl hoch. »Kommt gar nicht in Frage, Mister«, sagte er. »Ich sage nichts mehr. Hier glaubt mir doch keiner. Das einzige, was ich will, ist Schutzhaft.«

John winkte ab. »Setzen Sie sich wieder auf Ihre vier Buchstaben, Tyler. Und ich möchte noch eins klarstellen. Ich bin Oberinspektor Sinclair und interessiere mich wohl für Ihre Aussagen. Außerdem glaube ich Ihnen sogar.«

Tylers Gesicht hatte einen erstaunten Ausdruck angenommen. »Das ist doch ein Trick – oder?«

»Nein, spielen wir mit offenen Karten.« John ging auf Tyler zu und blieb zwei Schritte vor ihm stehen. »Schutzhaft ist nicht drin, Tyler,

das sage ich Ihnen. Wir sehen keinen Grund.«

»Aber man hat auf mich geschossen«, heulte der Gangsterboß.

John lachte. »Auf Sie? Ich denke, die Kugeln galten Henry Graf.«

»Und meine Leibwächter?«

»Haben Pech gehabt.«

»Verdammt, Sinclair, Sie wollen mich hier auf die laue Tour loswerden. Aber ich sage Ihnen, da mache ich nicht mit. Ich werde mich beschweren. Noch habe ich keinen Rechtsanwalt eingeschaltet, aber jetzt…«

»Was würde der Ihnen wohl raten?« Johns Stimme klang spöttisch.

»Aber wenn Sie unbedingt in Haft bleiben wollen, dann packen Sie aus.«

»Wieso?«

»Erzählen Sie, womit Sie Ihr Geld verdienen. Wie ich hörte, sind Sie einer der Rauschgiftfürsten, und meine Kollegen von der Narcotic Squad wären froh, Sie endlich hinter Gittern zu sehen.«

»Sie sind ein Teufel, Sinclair«, zischte der Rauschgiftboß. »Aber nicht mit mir. Sie denken, Sie hätten leichtes Spiel, doch da haben Sie sich getäuscht. Ich verzichte sogar freiwillig auf die Schutzhaft und auch auf meine Aussage. Die können Sie ja in den Akten nachlesen. Ich werde keine Minute länger in dieser verdammten Zelle zubringen. So, und nun sorgen Sie für meine Entlassung.«

Jamie Tyler sah nicht, wie John Sinclair grinste. Nichts anderes hatte er erreichen wollen. Tyler hatte sich freiwillig bereiterklärt, die Schutzhaft aufzugeben. Aber er würde auch weiterhin unter Beobachtung bleiben. Dafür wollte John Sinclair schon sorgen.

Inspektor Spencer hatte bisher kein Wort gesagt. Erst als sie draußen auf dem Gang standen, meinte er: »Geschickt gemacht, Kollege, wirklich. Sie wissen, wie man mit diesen Burschen umspringt.«

»Ja, manchmal gelingt mir eben auch etwas.«

»Und wen wollen Sie zur Überwachung nehmen?« fragte der Inspektor.

»Das mache ich selbst«, erklärte John. »Ich bin nämlich auf diese Knochenmänner sehr gespannt.«

»Dann glauben Sie im Ernst, daß die Typen kommen werden?«

»Ja.«

Spencer schüttelte den Kopf. »Ihnen ist wirklich nicht zu helfen. Aber ich möchte zu gern Ihre Blamage miterleben. Außerdem sollen wir ja zusammen operieren. Ich werde mich Ihnen also heute abend anschließen.«

»Ich kann Sie nicht hindern, Kollege«, sagte John. »Aber ich muß Sie warnen, die Sache kann verdammt gefährlich werden.«

Spencer winkte ab. »Wenn Sie das durchgemacht hätten, was ich schon erlebt habe, würden Sie anders reden.«

»Das ist eben die Frage«, sagte John und verschwand in einem Aufzug.

Spencer folgte ihm. Auf der Fahrt in die oberen Etagen fragte er: »Und womit wollen Sie den Nachmittag herumkriegen, Sinclair?«

»Das bleibt jedem selbst überlassen. Ich habe so meine Pläne, und sicherlich werden auch Sie etwas vorhaben. Wir treffen uns dann heute abend in meinem Büro.«

»Einverstanden«, sagte Inspektor Spencer.

***

Lana Leroy hatte in ihrem Leben schon einiges durchgemacht und war nicht gerade als ängstlich zu bezeichnen, aber der Eindringling flößte ihr doch einen gehörigen Schrecken ein.

Der Mann trug einen dunkelgrünen Mantel mit hochgestelltem Kragen. Auf der Brust des Mantels prangte ein knallrotes M. Der obere Teil des Gesichtes war durch eine rote Halbmaske verdeckt, so daß Lana so gut wie nichts von der Physiognomie erkennen konnte.

Die Hände hatte der Unheimliche auf die Sessellehne gelegt. Die schmalen Finger wirkten wie Spinnenbeine, die Spitzen waren zu Klauen gekrümmt und hatten sich in den Sesselstoff vergraben. Der Eindringling hatte die Rollos ziemlich weit heruntergelassen, so daß das Zimmer im Halbdunkel lag.

Lana Leroy erfaßte die neue Situation innerhalb von Sekunden, eine Zeit, die reichte, um eine gräßliche Angst in ihr aufkeimen zu lassen.

Auf dem Absatz warf sie sich herum, wollte wegrennen.

Lana Leroy stoppte schon nach zwei Schritten.

Und diesmal entlud sich ihre Angst in einem gellenden Schrei, der schaurig durch das weitläufige Haus hallte.

Zwei grinsende Totenschädel starrten Lana Leroy an. Die Frau sah die leeren Augenhöhlen, die blanken hohen Stirnen und die halboffenen Mäuler, in denen die faulen Zahnstummel standen.

Zwei MPi-Läufe waren auf ihren Leib gerichtet, und Lana war mitten in der Bewegung zu einer Salzsäule erstarrt.

Sie erwartete jeden Augenblick, von den schrecklichen Gestalten umgebracht zu werden, aber nichts geschah. Die Knochenmänner standen stumm vor ihr. Nicht ein Luftzug bewegte ihre dunklen Gewänder.

»Kommen Sie ruhig wieder ins Zimmer, Miß Leroy«, hörte Lana die Stimme des Eindringlings. »Wenn Sie sich so verhalten, wie ich es Ihnen befehle, werden Ihnen meine beiden Freunde nichts antun. Sollten Sie aber ungehorsam sein, werden Sie sterben.«

Die Frau gehorchte.

Sie setzte sich nur auf die Kante, so als wolle sie jeden Moment aufspringen. Aber genau das Gegenteil war der Fall. Lana hatte zuviel

Angst. Sie wagte noch nicht einmal, sich zu bewegen.

Die beiden Knochenmänner waren ihr gefolgt. Sie hatten sich zu beiden Seiten des Sessels aufgebaut und die Hände mit den Waffen gesenkt. Sie wirkten wie eine stumme, gefährliche Drohung.

Der Unheimliche blickte Lana Leroy lange und prüfend an. Dann sagte er: »Du hast zwei Möglichkeiten. Entweder du bist für mich – oder gegen mich. Wählst du die zweite Möglichkeit, dann lebst du nicht einmal mehr zehn Sekunden. Also – entscheide dich.«

Lana schluckte. »Ich – ich werde tun, was Sie verlangen«, sagte sie mit schwacher Stimme.

Der Unheimliche lachte. »Ich hatte nichts anderes erwartet«, sagte er.

»Und nun zu meinem Plan.«

Doch ehe er noch weitere Ausführungen machen konnte, faßte sich Lana Leroy ein Herz und fragte: »Wer sind Sie?«

Der Mann zuckte leicht zusammen. Er wunderte sich, daß die Frau ihn nicht kannte. Schließlich hatte er vor gar nicht allzu langer Zeit mit dem Zirkus Luzifer großes Aufsehen erregt. »Ich bin der Mandarin«, sagte er, und ein gewisser Stolz schwang in seiner Stimme mit. »Ich bin gekommen, um zum zweiten Mal zu einem Schlag gegen meine Feinde auszuholen. Beim erstenmal ist es leider schiefgelaufen. Oder haben Sie noch nichts vom Zirkus Luzifer gehört?«

Lana nickte. »Ja, in den Zeitungen stand etwas.«

Der Mandarin winkte ab. »Die Reporter haben gar nicht gewußt, was los war. Nein, die Niederlage habe ich einem Mann namens John Sinclair zu verdanken, aber der kommt auch noch dran. Erst will ich das Rauschgiftgeschäft in London in die Hand bekommen. Ich werde den Markt kontrollieren und die Süchtigen in meiner Hand haben. Ich brauche nicht einmal magische Mittel, um sie nach meiner Pfeife tanzen zu lassen. Ich werde ihnen einfach das Rauschgift entziehen, das reicht. Dann sind sie bereit, alles für mich und für ein Milligramm Stoff zu tun.«

Der Mandarin sprach nicht mehr weiter, denn in diesem Augenblick klang vor dem Haus das Geräusch eines Wagenmotors auf.

»Das wird er sein«, sagte der Unheimliche, stand auf und schickte die beiden Knochenmänner mit einem knappen Befehl aus dem Zimmer.

Lana Leroy aber starrte aus weit aufgerissenen Augen auf die schreckliche Gestalt und fühlte, wie abermals die Todesangst in ihr hochkroch…

***

Bei näherem Überlegen war Ricky Lord zu dem Entschluß gekommen, daß er mit der Sache eigentlich gar nichts zu tun hatte, Er hatte sich daraufhin an den leitenden Beamten gewandt und seine Entlassung gefordert. Der Beamte hatte zugestimmt, nur mußte Ricky

Lord versprechen, sich für Nachfragen immer zur Verfügung zu halten.

Der Jaguar lag wie ein Brett auf der Straße. Lord liebte schnelle Autos. Schnelle Autos, schöne Frauen – und natürlich Geld. Alles hatte er immer bekommen, und er hatte sich schon manchmal gefragt, ob er sein Leben nicht etwas ruhiger gestalten sollte. Das Lokal in gute Hände geben und mit Lana auf eine Weltreise gehen.

Lana Leroy – das war auch so eine Sache. Irgendwie hatte er an der Frau einen Narren gefressen. Wenn er sich vorstellte, in welchem Aufzug sie ihn wieder erwartete, begann das Blut in seinen Adern zu kochen. Noch nie hatte er eine Frau besessen, nach der er so verrückt gewesen war.

Ricky Lord rollte in die schmale Straße ein, in der er wohnte. Es begann schon hell zu werden. Das Singen der Vögel begleitete ihn auf den letzten Yards. Den Lieferwagen, der auf der anderen Straßenseite parkte, sah Ricky Lord wohl, nahm ihn aber nicht bewußt zur Kenntnis. Er dachte bereits an seine Runden im Pool, und auch die Schrecken der Nacht hatte er schon aus dem Gedächtnis gestrichen.

Er stoppte den Wagen, löste den Sicherheitsgurt und stieg aus. Die schwüle Luft in der Garage trieb ihm den Schweiß aus sämtlichen Poren. Lord nahm sein Jackett über den Arm und betrat durch eine kleine Seitentür von der Garage aus sein Haus.

Stille empfing ihn.

Es war auch nicht anders zu erwarten. Lord nahm an, daß sich Lana schon hingelegt hatte.

Durch einen geschmackvoll eingerichteten Flur ging er in Richtung Wohnzimmer.

»Lana! Ich bin da«, rief er und warf im Gehen das Jackett auf ein kleines, mit gebogenen Beinen versehenes Sitzmöbel.

Lana gab keine Antwort.

Ricky Lord blieb kurz vor der Wohnzimmertür stehen, schüttelte den Kopf, machte dann kehrt und wollte in das gemeinsame Schlafzimmer gehen.

Nach drei Schritten hörte er das Geräusch.

Ricky Lord wirbelte herum.

Er hatte das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen.

Vor ihm standen zwei Knochenmänner, und die Mündungen der Maschinenpistolen zeigten auf seinen Bauch…

***

Die Luft über dem verlassenen Pier schien zu kochen! Wie eine weißglühende Scheibe stand die Sonne am Himmel und schickte ihre sengenden Strahlen auf die Riesenstadt London. Aber nicht nur in England stöhnten die Menschen unter der Hitzewelle, auch auf dem europäischen Kontinent waren die Aktivitäten der Menschen

zurückgeschraubt. Das Wetter forderte eben seinen Tribut.

John Sinclair hatte die Seitenscheiben des Bentley geöffnet. Die hereinfächernde Luft brachte wenigstens etwas Kühlung, hatte aber nicht verhindern können, daß Johns Hemd wie ein nasser Lappen am Körper klebte.

Der Oberinspektor war auf der Fahrt zu dem verlassenen Pier, wo man die beiden anderen Leichen gefunden hatte. Er wollte sich die Stelle noch einmal genau ansehen. Im Zeugenprotokoll hatte gestanden, daß die Gerippe plötzlich da gewesen und – laut Aussage von Killer-Pete – durch einen Kanaldeckel verschwunden waren. Das hatte Henry Graf bemerkt, als sie vom Ort des Grauens geflüchtet waren und er sich immer wieder umgesehen hatte.

John hatte vor der Abfahrt noch seinen Freund Bill Conolly angerufen und ihn auf später vertröstet, woraufhin Bill mit einem saftigen Fluch aufgelegt hatte.

Auch in der grellen Sonne machte der Pier einen trostlosen Eindruck.

Die verrosteten Ladekräne hoben sich wie kahle Totenfinger in den blauen Himmel. Verfallene Gebäude warteten auf den endgültigen Abriß. Überall war der Boden aufgerissen. Schlaglöcher klafften. Die Themse stank. Durch die offenen Fenster des Bentley drang der Geruch an Johns Nase.

John lenkte den Wagen neben das zerfallene Lagerhaus, in dem sich laut Zeugenaussage Henry Grafs Leibwächter versteckt hatten.

Als John ausstieg, traf ihn die Hitze wie ein Schlag. Dazu kam die drückende Schwüle, und nicht einmal vom Wasser her wehte ein kühles Lüftchen. John Sinclair hätte jetzt liebend gern mit einem Eskimo getauscht, doch weil dies nicht möglich war, machte er sich an die Arbeit.

Die Kreidestriche, mit denen die Beamten die Lage der Leichen fixiert hatten, waren noch nicht verwischt. John betrachtete sich die beiden Orte genau und sah auch den Krater, den die Handgranate gerissen hatte.

Er ging ein Stück weiter, kickte eine leere Konservendose zur Seite und stand schließlich vor dem Kanaldeckel, der der Beginn des Fluchtweges sein sollte.

Der Oberinspektor ging in die Knie. Er faßte in die Löcher des Deckels und versuchte ihn anzuheben.

Es ging ziemlich leicht.

Ein Beweis dafür, daß der Deckel vor nicht allzu langer Zeit hochgehoben worden war.

John legte den Deckel zur Seite und verzog das Gesicht. Bestialisch stinkende Luft war an seine Nase gedrungen. John hatte das Gefühl, der Magen würde ihm in die Kehle steigen.

Er blickte in den finsteren Schlund und hörte das Gurgeln und

Schmatzen der Abwässer.

John zögerte. Hatte es überhaupt Zweck, in die Tiefe zu steigen?

Würde er dort unten vielleicht das Versteck der Knochenmänner finden? Möglich war es. Er beschloß, den Versuch zu starten. Er wollte sich hinterher keine Vorwürfe machen, nicht alles getan zu haben.

John wurde unwillkürlich an sein Abenteuer mit Dämonos erinnert.

Die Jagd auf diesen Superverbrecher hatte ihn auch in die Londoner Unterwelt geführt. Aber das lag schon über zwei Jahre zurück.

Sinclair stand auf und ging wieder zurück zu seinem Wagen. Er schloß ihn auf und entnahm dem Handschuhfach eine Taschenlampe und seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole. Völlig waffenlos wollte er sich doch nicht in die Tiefe wagen.

John schloß den Bentley sorgfältig wieder ab. Auf den verlassenen Piers trieb sich oft lichtscheues Gesindel herum, das alles stahl, was nicht niet- und nagelfest war.

Der Geister-Jäger hängte sich die Taschenlampe in den Hosengurt und machte sich an den Abstieg. Eine in das Mauerwerk des Schachtes verankerte Trittleiter führte hinunter in die Tiefe. Die Leiter war mit fingerdickem Rost überzogen, und John hatte manchmal Angst, daß sie sein Gewicht nicht halten würde.

Doch er täuschte sich. Die Leiter hielt.

Schließlich spürte er festen, wenn auch glitschigen Boden unter den Füßen.

John hakte die Taschenlampe vom Gürtel los, knipste sie an und sah sich um.

Neben ihm gurgelte die schmutzig braune Brühe eines Hauptkanals.

Das Wasser stank erbärmlich, war angereichert mit Fäkalien und anderen unappetitlichen Dingen.

Zu beiden Seiten des Kanals befanden sich schmale Pfade, auf denen ein Mann gerade noch gehen konnte. Sie waren glitschig und wurden immer wieder vom Wasser überspült.

Fiepend huschten zwei fette Wasserratten an John Sinclairs Beinen vorbei.

Der Oberinspektor verzog angewidert das Gesicht. Wenn er etwas nicht leiden konnte, dann waren es Ratten. Er konnte sich die Richtung aussuchen, in die er gehen wollte. Wandte er sich nach rechts, so gelangte er bald zum Ufer der Themse. John war bekannt, daß noch manche Kanäle in den Fluß mündeten, trotz intensiver Umweltbemühungen. Und ehe hier Abhilfe geschafft werden konnte, würden noch Jahre vergehen.

John ging los. Er wandte sich nach rechts, in Richtung Fluß. Er hielt die Taschenlampe in der linken Hand, während er sich mit der anderen an der Gangwand abstützte, um nicht nur balancieren zu brauchen.

John hielt den Strahl der Lampe zu Boden gerichtet. Er hoffte, irgendwelche Spuren zu finden, doch er sah sich getäuscht. Von der niedrigen Decke tropfte Wasser in seinen Nacken und lief in kleinen Rinnsalen den Rücken hinunter. An den Gestank hatte der Geister-Jäger sich inzwischen gewöhnt.

Ein schmaler Seitenkanal kreuzte den Hauptkanal. John leuchtete in den Seitenkanal hinein und erkannte an dessen Ende ein Eisengitter, durch welches das schmutzige Wasser schäumte.

Mit einem langen Schritt übersprang John den Seitenkanal und hatte Mühe, auf der anderen Seite das Gleichgewicht zu behalten. John war wütend, weil er sich das Knie gestoßen hatte, und machte sich Vorwürfe, daß er diesen verdammten Marsch auf sich genommen hatte.

Vielleicht fünfzig Yards hatte John schon zurückgelegt, als er vor sich einen hellen Fleck entdeckte.

Der Ausgang!

John ging etwas schneller. Er hoffte nur, daß die Mündung des Kanals nicht durch ein Gitter versperrt war.

Sie war es nicht.

Wenige Minuten später stand John Sinclair in der heißen Luft. Nur noch aus der Öffnung des Kanals drang ihm der bestialische Gestand entgegen.

John stand am Ufer der Themse.

Der breite Fluß führte wenig Wasser, und man konnte schon einige Yards hineingehen, ohne direkt schwimmen zu müssen.

Allerlei Unrat war an das Ufer geschwemmt worden. Leere Konservenbüchsen, Holz und auch zwei tote Ratten.

John ging ein paar Schritte zur Seite. Soviel Platz hatte er gerade noch, denn dann begann schon wieder die hohe Mauer des Piers, und die nächste Trittleiter war doch zu weit entfernt.

John ließ seinen Blick über den Fluß wandern. Es herrschte wenig Schiffsverkehr. Die großen Schlepper konnten nicht fahren, dafür führte die Themse nicht genügend Wasser.

Motorboote durchschnitten die grauen Fluten. Besetzt mit Menschen, die ihren freien Tag auf dem Wasser zubringen wollten.

Plötzlich stutzte John Sinclair.

Direkt in seiner Nähe schaukelte ein großes Kajütenboot auf den Wellen. Es war grau angestrichen, besaß einen holzverkleideten Oberaufbau und eine Radar-Antenne.

Normalerweise hätte John das Boot gar nicht interessiert, aber er sah plötzlich eine huschende Bewegung auf Deck. Und im Bruchteil einer Sekunde vermeinte er, das gräßliche Gesicht eines Knochenmannes zu sehen.

Sollte er tatsächlich die richtige Spur gefunden haben?

John wollte der Sache auf den Grund gehen.
Mit vorsichtigen Schritten watete er in das Wasser…

***

»Okay«, sagte Inspektor Spencer. »Sie können hier unterschreiben, Tyler.«

Der Gangsterboß grinste süffisant. »Mister Tyler, wenn ich bitten darf.«

»Meinetwegen auch Mister«, erwiderte Spencer bissig. »Ich hätte Sie ja noch lieber hierbehalten. Aber für immer«, fügte er schnell hinzu.

Tyler unterschrieb die Entlassungsbestätigung. »Sie werden mir kaum an den Karren fahren können, Inspektor. Ich bin ein freier Bürger, der sein Geld mit einem Speditionsgeschäft verdient und regelmäßig Steuern zahlt. Denken Sie immer daran, Mister Spencer.«

Mit einer gezielten Bewegung warf Tyler den Kugelschreiber auf den Schreibtisch. Dann blickte er zu Killer-Pete hinüber, der ebenfalls seine Entlassung unterschrieben hatte. Durch Grafs Tod war Tylers langgehegter Wunsch in Erfüllung gegangen. Er hatte Killer-Pete auf seine Seite ziehen können. Der Mörder mit dem harmlosen Gesicht schoß und tötete jetzt für ihn.

Jamie Tyler und der Inspektor blickten sich an. Spencer war ein alter Fuchs. Ihm entging nicht der unruhige Ausdruck in Tylers Augen. So sicher, wie sich Tyler gab, war er längst nicht. In Wirklichkeit hatte er Angst, auch auf der Abschußliste zu stehen.

»Wir sehen uns bestimmt wieder«, sagte Spencer zum Abschied.

»Ach, hol Sie der Teufel«, zischte Tyler.

»Erst nach Ihnen, Mister Tyler.«

Tyler machte auf dem Absatz kehrt, winkte Killer-Pete zu, und nebeneinander verließen sie das Yard-Gebäude. Draußen wartete schon das bestellte Taxi.

Spencer sah ihnen vom Fenster aus nach. Nachdenklich zog der eckige Inspektor an seiner Pfeife. Sicher, er hätte die beiden noch dabehalten können. Zum Beispiel wegen unerlaubten Waffenbesitzes. Auf der anderen Seite je doch gab es keinen besseren Lockvogel als Jamie Tyler. Wenn Spencers Vermutungen stimmten, dann würde sich die unbekannte Gang auch an den Rauschgift-König von Soho heranmachen.

Inzwischen hatten Jamie Tyler und Killer-Pete das Taxi bestiegen und ließen sich zu ihrem Ziel bringen, Tyler residierte in einem alten Haus in der Lexington-Street. Die Straße durchschnitt das Herz von Soho, und Tylers, Hauptquartier lag für seinen Job entsprechend günstig. Er befehligte ein Heer von Dealern und Zwischenverteilern, die für ihn die Ware an den Mann brachten. Es wurde in ganz Soho kein Gramm Heroin verkauft, an dem Tyler nicht verdient hätte.

Was seine Speditionstätigkeit anbetraf, so hatte er sogar zwei Lastwagen laufen und sich eine Lagerhalle im Hafen gemietet. Ab und zu wurden die Wagen sogar mal auf Fahrt geschickt, dann aber mit echten Papieren und echter Ladung. Denn es kam immer wieder vor, daß die Bullen sich für die Wagen interessierten.

Tyler schwitzte. Aber das kam nicht nur durch die brütende Hitze.

Auch die Angst vor der Totenkopf-Gang saß ihm im Nacken. Nur Killer-Pete war die Ruhe selbst. Er saß neben Tyler im Fond und starrte durch die Scheibe.

Endlich stoppte das Taxi vor Tylers Haus. Der Gangsterboß entlohnte den Driver und öffnete die beiden Holztürflügel der Haustür.

Das alte Haus stach ab inmitten der Bars und Vergnügungslokale.

Tyler hatte einen Narren an der mit Stuck übersäten Fassade gefressen, und wenn jemand das Wort Abbruch in den Mund nahm, bekam Tyler einen Tobsuchtsanfall.

Der Hausflur war angenehm kühl. Ein paar Zwischenhändler lungerten herum und spielten Karten.

Tyler sah rot. »Wofür bezahle ich euch eigentlich?« brüllte er. »Daß ihr hier herumsitzt, ihr schwachsinnigen Idioten?«

»Boß!« Ein großer vierschrötiger Kerl kam auf Tyler zu. »Im Moment ist nichts los auf der Bühne. Zu heiß. Die Junkies hocken in ihren Löchern und rühren sich nicht.«

»Dann holt sie heraus, zum Teufel.«

Tyler wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Dann sagte er mit normaler Stimme: »Ihr wißt bestimmt, was in der letzten Nacht im *Red Roof* geschehen ist. Man hat Henry Graf umgelegt. Das heißt für uns, daß der Londoner Süden jetzt frei ist. Ich will, daß kein Engpaß entsteht. Ihr werdet noch heute zu den Verteilern fahren und ihnen klarmachen, daß ich jetzt die Versorgung mit Stoff übernommen habe. Sollte sich jemand weigern, legt ihn um.«

Der Vierschrötige – er hieß Paul Casey – nickte. »Geht in Ordnung, Boß.«

Tyler wußte, daß er sich auf Casey verlassen konnte. Er war brutal genug, um sich durchsetzen zu können. Dann stellte Tyler den neuen Mann, Killer-Pete, vor.

»Er wird mein persönlicher Leibwächter sein«, sagte der Rauschgiftboß. »Ihr kennt Killer-Pete ja. Er hat bis gestern für Henry Graf gearbeitet.«

Casey musterte den Schießer aus schmalen Augen. Dann nickte er und sagte: »Okay, Boß, ich werde es den anderen sagen. Haben Sie denn schon eine Ahnung, wer Graf in die Hölle, geschickt hat?«

Jamie Tyler schüttelte den Kopf. »Noch nicht, und deshalb möchte ich, daß ihr die Augen offenhaltet, verstanden? Solltet ihr irgend etwas erfahren, bekomme ich sofort Meldung.«

Mehr hatte Tyler nicht zu sagen. Mit dem Fahrstuhl fuhr er in die dritte Etage hoch, wo seine Wohnung lag.

Sie war ziemlich groß. Ein guter Innenarchitekt hatte es verstanden, sie so umzubauen, daß sie wirkte wie eine Komfortwohnung in einem Neubau.

Jamie Tyler zeigte Killer-Pete sein Zimmer. »Du wirst hier schlafen und mir immer zur Verfügung stehen.« Er deutete auf einen hohen, stabilen Schrank. »Darin findest du einige Kanonen, unter anderem auch eine MPi.«

Killer-Pete war zufrieden, bis auf eine Kleinigkeit. »Ich brauche manchmal eine Frau, Boß.«

Tyler hob die Augenbrauen. »Es laufen ja genug rum.«

»Die will ich aber nicht.«

»Ja, was denn, zum Teufel?«

»Ich brauche eine, die etwas Besonderes auf Lager hat.«

»Ach so.« Tylers Gesicht hellte sich auf. »Ich verstehe. Ich besorge dir schon, was du haben willst.«

Killer-Pete war zufrieden. In seinen Augen lag ein tückisches Glitzern.

Jamie Tyler ließ seinen neuen Leibwächter dann allein und verzog sich in sein Arbeitszimmer.

Die Wände waren mit Mahagoniholz getäfelt. Auch der Schreibtisch war aus diesem Material, und das lindgrüne Telefon bildete einen dezenten Kontrast. Jalousien schützten die Fenster vor dem Sonnenlicht. Eine Klimaanlage sorgte für wohltuende Temperaturen.

Aufseufzend ließ sich Tyler in den Ledersessel hinter seinem Schreibtisch fallen. Er brauchte jetzt Zeit, um sich alles noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. Die Ausdehnung seines Gebietes war ziemlich plötzlich gekommen. Graf hatte eine große Anzahl Leute für sich arbeiten lassen. Ob alle mitmachten, war die Frage. Bestimmt versuchten einige ihr eigenes Süppchen zu kochen. Aber dafür hatte Tyler ja Paul Casey losgeschickt, um den ersten Widerstand schon im Keim zu ersticken. Für den übernächsten Tag nahm Tyler sich vor, die Leute zusammenzutrommeln und ihnen die Lage klarzumachen.

Aber das war nur Problem Nummer zwei. Viel stärker quälte ihn die Frage, wer hinter den Überfällen steckte. An auferstandene Tote oder andere Spukgestalten glaubte Tyler nun wieder nicht. Er nahm eher an, daß die Bande vom Festland rübergekommen war, um in London kräftig abzusahnen. Und dann kam eigentlich nur die Mafia in Frage, denn sie sah nach den letzten politischen Ereignissen in Italien ihre Felle wegschwimmen. Tyler war unwohl bei dem Gedanken an die Mafia. Er hatte schon genug davon gehört und wußte, mit welchen Methoden die Leute vorgingen. Er war zwar auch nicht gerade zimperlich, aber ein Bandenkrieg in London nutzte im Endeffekt

niemandem etwas.

Tyler dachte auch daran, daß man sich unter Umständen mit den Leuten arrangieren konnte, aber das mußte – falls die Mafia tatsächlich hinter allem steckte – die Zeit ergeben.

Tylers Überlegungen wurden durch das dezente Summen des Telefons unterbrochen.

Der Gangsterboß hob ab. »Ja«, sagte er.

»Ich bin's, Ricky«, hörte er Lords Stimme.

Tyler lachte heiser. »Haben dich die Bullen auch schon laufen gelassen?«

»Schon lange.«

»Bei mir hat es etwas gedauert. Na ja, dir konnten sie auch nichts. Was gibt's?«

»Ich wollte mich nur noch erkundigen, ob du schon weißt, wer hinter der Sache steckt?«

»Nein, keine Ahnung. Ich bin immer noch bei meiner Mafia-Theorie. Diese Hundesöhne könnten…«

»Aber ich weiß, wer für den Überfall verantwortlich zeichnet«, sagte Ricky Lord schnell.

»Was?« Jamie Tyler wäre fast von seinem Stuhl hochgesprungen.

»Und das sagst du mir erst jetzt?«

»Ich habe es auch eben erst erfahren.«

»Und wer ist es?«

»Tja, das ist so eine Sache…« Lord zögerte und atmete schwer ein.

»Los, raus mit der Sprache, Ricky. Verdammt, ich sitze hier auf glühenden Kohlen.«

»Ich glaube schon, daß du neugierig bist, Jamie. Aber nicht am Telefon. Die Sache ist komplizierter, als du dir vorstellen kannst. Wir sollten uns treffen. Die Leute haben einen neutralen Ort verlangt.«

»Und wo wäre das?«

»Bei mir.«

»Verdammt, ich komme hier schlecht weg.«

»Teufel noch mal, stell dich nicht so an. Es steht zuviel auf dem Spiel.«

Tyler nickte. »Ja, da hast du eigentlich recht. Okay, ich bin in einer halben Stunde bei dir. Aber wehe dir, du hast mich reingelegt.«

»Nein, du kannst ganz beruhigt sein.«

»Dann bis später.«

Jamie Tyler hängte auf und rief noch in der gleichen Sekunde nach Killer-Pete.

Der Schießer kam sofort. Er hielt noch sein neues Werkzeug – eine russische MPi – in der Hand, hatte die Ärmel seines Hemdes hochgekrempelt, und zwischen seinen Lippen steckte ein brennendes Zigarillo.

»Mach dich bereit, wir fahren«, sagte Jamie Tyler.

»Und wohin?«

»Zu Ricky Lord. Er hat mich gerade angerufen. Er weiß anscheinend, wer die Typen waren, die Henry umgelegt haben.«

»So plötzlich?« Killer-Pete war ein mißtrauischer Kerl.

»Ja, warum nicht?«

»Das könnte eine Falle sein, Boß!«

Tyler winkte ab. »Unsinn. Ricky Lord hat keinen Grund, mich in eine Falle zu locken. Schließlich ist er selbst nur knapp mit dem Leben davongekommen. Außerdem hat er keine Ambitionen, ins Geschäft einzusteigen.«

»Ich wollte nur meine Meinung gesagt haben, Boß«, erwiderte Killer Pete und verließ das Zimmer.

Er war wohl der einzige, der ahnte, daß sein Boß mit offenen Augen in sein Verderben fahren würde…

***

Mit unbewegtem, aber schweißnassem Gesicht lag Ricky Lord den Telefonhörer auf die Gabel. In seinem Nacken spürte er den kalten Druck der Maschinenpistolenmündung.

Der Mandarin lachte. »Ich sehe, Mister Lord, wir verstehen uns schon ganz gut.« Er warf einen Blick auf Lana Leroy. »Und das ist auch in ihrem Interesse. Mögen Leichen auch noch so hübsch sein, man kann nur nicht viel mit ihnen anfangen.«

Ricky Lord erwiderte nichts. Die letzten Stunden hatten ihn geschlaucht. Der Mandarin hatte eiskalt seine Bedingungen gestellt, und die Knochenmänner hatten Ricky Lord und Lana Leroy keine Sekunde aus den Augen gelassen.

Schließlich war der Mandarin dann mit seinem Vorschlag herausgerückt. Er hatte sich für eine Zusammenarbeit aus gesprochen. Da er selbst nicht in Erscheinung treten konnte, wollte er Ricky Lord als Strohmann vorschieben.

Lord hatte zwei Möglichkeiten: entweder ablehnen – oder annehmen.

Da er nicht lebensmüde war, entschied er sich für die zweite.

Der Mandarin war sich seines Sieges sicher gewesen, und Ricky Lord hatte Jamie Tyler anrufen müssen, um den Rauschgiftboß in sein Haus zu locken.

Das war gelungen.

Nach Lords Schätzungen hatte Jamie Tyler höchstens noch dreißig Minuten zu leben. Lord hatte es nicht gewagt, eine Warnung auszusprechen. So saß er schweigend in seinem Sessel und sah Lana an, die bleich und mit verweinten Augen ins Leere starrte.

Die Zeit verrann, und Jamie Tylers Lebensuhr lief langsam ab…

***

Wie Lack glänzte die Ölschicht auf dem Wasser. John verzog das Gesicht. Er hatte keine Lust, nachher etwas von der Brühe zwischen die Lippen zu bekommen und sich irgendeine Infektion zu holen.

Er schloß den Mund, so fest er konnte.

Die Hose saugte das Wasser auf wie ein trockener Schwamm. Hier war das, Flußbett noch flach. Steine und allerlei Unrat bedeckten den Boden. Einmal trat John auf irgendeinen harten Gegenstand und knickte mit dem rechten Fuß um. Er verbiß sich einen Fluch.

Sonnenstrahlen, gebündelt wie durch eine Optik, knallten auf die Wasseroberfläche, wurden reflektiert, blendeten.

John kniff die Augen zusammen, ging weiter. Die Wellen umspielten seine Hüften.

Noch brauchte er nicht zu schwimmen, aber das Boot lag im tieferen Wasser. Nichts hatte sich mehr auf dem Kahn bewegt. Er ähnelte jetzt einem Geisterschiff.

John hielt die rechte Hand mit der Waffe über Wasser. Es hieß zwar, Nässe könne der Pistole nichts anhaben, aber so sicher war sich der Geister-Jäger nicht.

Ein Ausflugsdampfer fuhr auf der Mitte des Stromes. Musikfetzen drangen an Johns Ohren. Die Menschen standen auf dem Oberdeck.

Einige hielten Ferngläser vor die Augen gepreßt. Hoffentlich sahen sie nicht gerade in seine Richtung.

Die Wellen des Dampfers rollten ans Ufer. Das Wasser geriet in Bewegung, schwappte bis an Johns Brust hoch. Der Geister-Jäger hatte Mühe, den Boden unter den Füßen zu behalten.

Die Hälfte der Strecke hatte er jetzt hinter sich. Der Ausflugsdampfer verschmolz mit der dunstigen Hitzeglocke über dem Strom.

John mußte jetzt schwimmen, löste die Beine vom Boden. Immer noch hielt er die rechte Hand hoch, bewegte sich mit den Füßen voran.

Hose und Hemd waren nur noch Lappen, John hatte sein Jackett im diebstahlsicheren Bentley zurückgelassen.

Das Heck des Schiffes wuchs vor John in die Höhe. Rostflecken hatten den unansehnlichen grauen Anstrich angefressen. Eine Steigleiter, deren unteres Drittel hochgeklappt war, schien für den Oberinspektor unerreichbar zu sein.

John versuchte es trotzdem. Er nahm die Pistole zwischen seine kräftigen Zähne und schnellte sich dann aus dem Wasser.

Seine Hände klatschten gegen die untere Sprosse. Die rechte rutschte ab, doch die Finger der linken Hand bogen sich um das Metall. Ein Ruck ging durch Johns Schulter. Der Geister-Jäger biß die Zähne zusammen, zog sich mit der linken Hand hoch, faßte dann mit der anderen nach.

Geschafft!

Aus Johns Kleidung liefen Wasserbäche, plätscherten zurück in die schmutzigen Fluten. John steckte die Pistole in den Hosengürtel, hangelte sich höher und fand schon bald mit den Füßen Halt.

Die Leiter ächzte in ihrer Verankerung. Rost hatte daran genagt wie Mäuse am Käse.

John versuchte sich so lautlos wie möglich zu bewegen. Jetzt fror er plötzlich.

Noch zwei Stufen.

John fühlte eine Prickeln auf der Haut. So war es immer, wenn die Spannung von ihm Besitz ergriff.

Noch eine Stufe – dann…

John tauchte mit dem Kopf über die Bordwand. Ein kurzer Blick. Die Luft war rein.

Der Geister-Jäger schwang sich an Bord und ging hinter einem rot weiß gestrichenen Ölfaß in Deckung.

Er sah sich um.

Das Deck war verlassen. Auf den Steuerstand knallte die Sonne. Eine Eisentreppe führte nach unten in den Bauch des Bootes. Von der Reling blätterte die Farbe ab. Die Deckplanken waren von der Sonne aufgeheizt worden. John löste die Hände, er wollte sich nicht bei lebendigem Leibe braten lassen.

Die Stille auf dem Boot war erdrückend. John kam der Gedanke, daß er sich getäuscht haben könnte. Doch dann schüttelte er den Kopf.

Nein, er hatte diese Gestalt gesehen.

Die Sonne brannte auf seinen Rücken, verdunstete das Wasser, und die Kleidung schien zu dampfen.

John löste sich aus seiner Deckung. Er mußte es jetzt einfach versuchen.

Mit zwei langen, lautlosen Sätzen überwand er die Distanz zwischen dem Ölfaß und dem Steuerstand. Mit dem Rücken preßte er sich gegen das heiße Holz, riskierte einen Blick den Niedergang hinunter.

Alles blieb ruhig.

John huschte über die Stufen nach unten. Eine braunlackierte Tür hielt ihn auf. Hell glänzte der Messingknauf. Er war fast heiß.

John drehte ihn.

Es gab ein knackendes Geräusch. Die Tür war offen. John trat mit dem Fuß dagegen und hielt gleichzeitig die Waffe schußbereit.

Knarrend schwang die Tür nach innen. Dämmriges Halbdunkel gähnte dem Oberinspektor entgegen. Die Konturen verwischten. John konnte nur die Umrisse einer Sitzbank erkennen.

Der Hauch einer tödlichen Gefahr streifte John Sinclair. Er hatte auf einmal das Gefühl, daß die Kabine zu einer Todesfalle werden konnte.

Sekunden vertickten.

John Sinclair sprang, hechtete hinein in das Halbdunkel, stolperte

über irgendeinen Gegenstand, kam zu Fall, rollte sich ab und war sofort wieder auf den Beinen.

Der Arm mit der Pistole beschrieb einen Halbkreis.

Nichts. Die Kabine war leer.

John atmete auf. Seine Augen – inzwischen an die Lichtverhältnisse gewöhnt – erkannten eine in der gegenüberliegenden Wand eingelassene Sitzbank, einen viereckigen Tisch, zwei Stühle mit Kunststoffpolstern.

Und eine Tür!

Sie war schmal und befand sich schräg hinter John. Wohin sie führte, wußte er nicht. John kam auch gar nicht mehr dazu, nachzuforschen, denn er hörte plötzlich Geräusche auf Deck.

Schritte…

Johns Nackenhaare sträubten sich.

Auf Zehenspitzen näherte er sich der Kabinentür, Sie war nicht ganz zugefallen, stand spaltbreit offen, so daß ein Lichtbalken wie mit dem Lineal gezogen in die düstere Kabine fiel.

Mit einem Ruck riß John die Tür auf.

Im gleichen Moment packte ihn das Entsetzen.

Auf der zweitletzten Stufe stand das Gerippe. Bleich schimmerte der Totenschädel unter der Kapuze, und die Mündung der Maschinenpistole zielte haargenau auf John Sinclair…

***

Jamie Tyler und Killer-Pete hatten das Haus durch einen geheimen Hinterausgang verlassen. Aus diesem Grunde wurden sie auch nicht von den beiden Kriminalbeamten bemerkt, die vor dem Haus in einem unauffälligen Wagen Wache hielten. Einer der beiden gab sogar an seine Zentrale die Meldung »Keine besonderen Vorkommnisse« durch.

Tylers Zweitwagen – ein Mercedes Coupe – parkte in einer Seitenstraße. Der Gangsterboß selbst setzte sich hinter das Lenkrad, während Killer-Pete auf dem Beifahrersitz Platz nehmen mußte. Der Schießer hatte seine Augen überall, doch irgendeine verdächtige Person konnte er nicht entdecken. Es herrschte der übliche Soho-Trubel. Meist waren es Touristen, die durch den Stadtteil schlenderten und in den Bars und Lokalen die überhöhten Preise zahlten.

Der Wagen besaß eine Klimaanlage und trocknete den Schweiß auf den Stirnen der Männer schnell.

Tyler fuhr nervös. Zweimal entging er nur um Haaresbreite einem Zusammenstoß. Killer-Pete hockte auf dem Nebensitz, hielt den Mund und machte sich seine Gedanken. Die Maschinenpistole hatte er auf die schmale Rückbank gelegt und unter einer Decke verborgen.

Jamie Tyler fiel Petes Schweigsamkeit auf. »Du sagst ja gar nichts«, meinte er. »Glaubst du immer noch an eine Falle?«

»Ja.«
Tyler lachte trocken. »Ricky Lord hat noch nie falsch gespielt.«
»Vielleicht wird er dazu gezwungen.«
Der Gangsterboß mußte vor einer Ampel, die rot zeigte, halten. Er wandte Pete sein Gesicht zu. »Hast du einen anderen Vorschlag?«
Killer-Pete hob die Schultern. »Wir hätten noch ein paar Leute mitnehmen sollen.«
»Unsinn. Außerdem sind die Männer alle unterwegs. Und ich kann Lord nicht warten lassen.«
»Ich wollte Sie nur gewarnt haben, Boß.«
»Das klingt bald so, als hättest du Angst.« Tyler kicherte und fuhr wieder an.
»Sie werden es kaum glauben, Boß, ich habe Angst. Ich habe diese Gerippe im Hafen erlebt. Es sind Teufel, unverwundbar, Geschöpfe der Hölle.«
»Ach, das bildest du dir ein. Nein, ich habe Lord versprochen zu kommen, und das halte ich auch. Außerdem ist das Thema jetzt für mich erledigt.«
Die beiden Männer näherten sich bereits dem Vorort Hampstead und hatten eine Viertelstunde später die Straße erreicht, in der Ricky Lord wohnte.
Zwar bemerkten die Gangster den dunklen Lieferwagen, schenkten ihm aber weiter keine Beachtung.
Jamie Tyler stoppte den Mercedes vor Ricky Lords Haus. Als der Rauschgiftboß ausstieg, zeigte sich Lord am Fenster und winkte ihm zu.
Tyler hob die Hand zum Gruß.
Über den gepflegten Plattenweg schritten er und Killer-Pete auf das Haus zu.
Die Sonne hatte den Rasen verbrannt. Er sah gelb und unansehnlich aus. Die Blätter der Sträucher hingen traurig nach unten. Auch für sie war dieses Wetter das reinste Gift.
Ricky Lord stand schon in der offenen Tür. Sein Lächeln fiel sehr gequält aus, doch nicht einmal der mißtrauische Killer-Pete bemerkte es.
»Komm rein, Jamie«, sagte Lord und reichte dem Rauschgiftboß die Hand.
Sie fühlte sich an wie ein feuchter Lappen. Lord trug ein beigefarbenes Hemd. Es war durchgeschwitzt und klebte am Körper.
Auf Lords haarlosem Schädel hatten sich die Schweißperlen gesammelt. Dunkle Bartschatten bedeckten die Wangen.
Jamie Tyler blickte über Lords Schulter. Soviel er sehen konnte, war der Barbesitzer allein.
Lord ließ Tyler den Vortritt. Killer-Pete ging hinter den beiden. Er

hatte die MPi mitgenommen, hielt sie schußbereit in der Hand. Er glaubte, förmlich die Gefahr spüren zu können. Die Augen hinter den Brillengläsern hatten sich zu Schlitzen verengt.

Ricky Lord grinste verunglückt und zeigte auf die Waffe. »Immer noch so mißtrauisch?«

»Man lebt länger«, lautete die knappe Antwort.

Tyler war vor der Tür zum Living-room stehengeblieben und hatte sich umgedreht. »So, und nun mal raus mit der Sprache, Ricky, was hast du mir Tolles zu erzählen? Ich habe nicht viel Zeit, muß in einer halben Stunde wieder zurück.«

Lord ging an ihm vorbei in den Living-room. »Du wirst bald mehr Zeit haben, als dir lieb ist«, sagte er.

Tyler fürchte die Brauen. »Was soll das heißen?« fragte er lauernd und setzte seinen Fuß über die Schwelle der Tür.

Der Schlag traf ihn völlig unvorbereitet. Es war ein Hieb, mit dem Lauf einer Maschinenpistole geführt. Das Skelett hatte im toten Winkel der Tür gelauert. Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte Jamie Tyler zu Boden.

Killer-Pete reagierte innerhalb eines Atemzuges.

Er drückte ab und jagte eine Kugelgarbe durch die Tür. Holzsplitter wirbelten durch die Luft, der Schrei einer Frau gellte auf, ein häßlicher Fluch ertönte.

Dann wurde das Feuer erwidert.

Killer-Pete hatte sich instinktiv zurückgeworfen. Mit einem wahren Panthersatz versuchte er die Haustür zu erreichen.

Die Geschoßgarbe fegte über ihn hinweg. Zweimal spürte Killer-Pete einen harten Schlag in der linken Schulter, dann hatte er die Haustür aufgerissen.

Der Schießer ließ sich nach draußen fallen, rollte sich um die eigene Achse und versuchte in den Schutz einer Hecke zu gelangen.

Einer der Knochenmänner stand in der offenen Tür.

Das häßliche Belfern der MPi zerschnitt die Stille des Mittags. Die Kugeln schrammten über die Platten, warfen Funken und dröhnten gegen das Garagentor.

Im Liegen feuerte Killer-Pete zurück.

Die schwere Waffe bäumte sich in seiner Hand auf. Geschosse zerrissen das Holz der Haustür. Der Knochenmann wurde fast zersägt, flog zurück.

Killer-Pete hatte eine Atempause.

Er schnellte hoch. Mit langen Sätzen und im Zickzack raste er über die Rasenfläche, erreichte den Wagen und ging hinter ihm in Deckung.

Im Haus blieb alles ruhig.

Dann knallte die Tür zu.

Erst jetzt kamen die Nachbarn aus ihren Häusern. Es waren meist

Frauen, die von dem Lärm aufgeschreckt worden waren.
Aber niemand wußte so recht, was eigentlich los gewesen war. An eine Schießerei glaubte keiner. Die hatte es hier noch nie gegeben.
Killer-Pete machte, daß er wegkam. Er hatte seine rechte Hand auf die linke blutende Schulter gepreßt. Wie ein Schemen huschte er in eine schmale Gasse zwischen zwei Häusern. Grüne, wohlgeschnittene Hecken säumten den Weg. Irgendwo in der Nähe drehte sich ein Rasensprenger. Der feine Sprühregen streifte Killer-Petes Gesicht.
Der Schmerz in seiner Schulter wurde stärker. Die Wunde schien zu kochen. Killer-Pete war klar, daß er einen Arzt brauchte, der ihm die Wunde verband.
Ein kleiner Wald schloß sich an den Weg an. Killer-Pete torkelte zwischen die Bäume und ließ sich ächzend in das Gras fallen. Er brauchte jetzt Zeit, um sich in Ruhe die nächsten Schritte zu überlegen.

***

Das unheimliche Skelett schoß sofort!
Rotweiße Mündungsblitze zuckten aus dem Lauf der MPi. Die Geschosse jagten auf John Sinclair zu.
Der Geister-Jäger reagierte noch im gleichen Atemzug. Er ließ sich einfach fallen, prallte gegen die Kajütentür und fiel mit ihr nach innen, hinein in die Kabine. Dicht über ihm hackten die Kugeln das Holz der Tür auf.
Die Bleihummeln flogen John um die Ohren. Holzsplitter tanzten. Die Luft war erfüllt vom schmetternden Krachen der automatischen Waffe.
John rollte sich mehrmals um die eigene Achse. Dicht vor ihm fetzten die Kugeln den Boden auf.
Der Schußwinkel war jetzt ungünstiger für den Knochenmann. Er mußte erst die Stufen herunterkommen, um John vor die Mündung zu kriegen.
Es war eine sekundenlange Verschnaufpause für den Geister-Jäger, John hechtete hinter den kleinen Tisch, kniete sich hin und hielt den rechten Arm mit seiner Pistole ausgestreckt.
Sechs Silberkugeln steckten in dem Magazin.
Sechsmal Tod für Dämonen und Schattenwesen.
Sinclair zielte auf das Türrechteck. Sein Herz hämmerte. Es kostete ihn unsägliche Mühe, die Hand mit der Waffe stillzuhalten.
Dann war das Skelett da.
Ein Fußtritt dröhnte gegen die Tür. Sie schwang herum, gab John Sinclair den Blick auf das unheimliche Wesen frei.
John sah den langen Umhang, der einer Mönchskutte glich, die hohe Kapuze und den bleichen häßlichen Totenschädel darunter, in dem die

leeren Augenhöhlen wie zwei finstere Schächte gähnten.

Das Skelett hatte den Geister-Jäger noch nicht entdeckt. Es bewegte suchend den Totenschädel.

John zögerte keine Sekunde mehr.

Er schoß.

Wie auf dem Schießstand jagte er drei Kugeln in die Brust des schaurigen Knochenmannes.

Es klatschte dumpf, als die geweihten silbernen Geschosse den Unheimlichen trafen.

Der Satansdiener machte einen grotesk wirkenden Sprung. Er prallte mit einem Fuß gegen die Kante der untersten Stufe, verlor den Halt und kippte nach hinten.

Die Maschinenpistole schepperte auf die Eisenstiege. Die knochigen Finger des Skeletts lösten sich von der Waffe. Der Knochenmann selbst stieß einen tierischen Laut aus.

Und plötzlich begann sich sein Gesicht zu verändern. Die Knochen wurden weich, nahmen eine gelbe Farbe an und zerflossen zu einem Brei ineinander.

John Sinclair kam es vor, als würde Wachs schmelzen und zu immer neuen Figuren und Bildern verlaufen. Auch die Knochenfinger des Skeletts zerflossen, bildeten Klumpen, die Blasen warfen. Die wachsartige Masse begann zu kochen, wurde heiß, zischte, dampfte.

Blasen bildeten sich, zerplatzten mit satten Geräuschen. Die Spritzer flogen bis gegen die Tür, und John Sinclair trat schnell zurück, um nichts von dem Zeug abzubekommen.

Gebannt starrte John auf den seltsamen, magischen Vorgang, bis nichts mehr von dem Gerippe übrig war, als nur noch die schwarze Kutte.

Der Oberinspektor atmete auf. Er wußte jetzt, wie er diesen Teufeln beikommen konnte.

John ging ein paar Schritte vor und bückte sich, um die Maschinenpistole des Skeletts aufzuheben. Seine Hand schwebte bereits über der Waffe, als er oben am Ende der Treppe das zweite Gerippe sah.

Wie eine finstere Drohung stand es dort.

John handelte wie ein Roboter, riß die MPi hoch und jagte eine Garbe auf den Unheimlichen zu.

Zu spät.

Das Gerippe war gedankenschnell in Deckung gehuscht. Die Geschosse strichen über das Deck. Ein paar Kugeln jaulten singend gegen die Reling.

John rannte los.

Noch nie im Leben war er so schnell eine Treppe hochgehetzt. Und doch hatte er nicht schnell genug reagiert.

Als er das Deck erreicht hatte, war von dem Skelett nichts mehr zu sehen.

John drehte sich wie ein Kreisel, erwartete jeden Moment einen Schuß aus dem Hinterhalt.

Dann hörte er das klatschende Geräusch. Als würde jemand einen Körper ins Wasser werfen.

Augenblicklich war John Sinclair alles klar. Das Skelett war über Bord gehechtet.

John hetzte an Backbord.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Das Gerippe schwamm in den schmutzigen Fluten der Themse. Mit kraftvollen Zügen strebte es dem Ufer zu.

John Sinclair unterdrückte einen Fluch, hob die mit Silberkugeln geladene Pistole, zielte – und ließ die Waffe wieder sinken.

Der Knochenmann schien seine Absicht erkannt zu haben, denn er tauchte gerade in diesem Moment weg.

John Sinclair machte sich keine Gedanken darüber, woher die Skelette gekommen waren, für ihn ging es nur darum, den zweiten seelenlosen Killer zu packen.

Naß war John Sinclair noch von seinem letzten Bad. Er steckte die Waffe in den Gürtel, kletterte auf die Reling, balancierte den möglichst besten Stand aus und stieß sich dann mit einem gewaltigen Sprung ab…

***

Eiskaltes Wasser klatschte in Jamie Tylers Gesicht. Der Rauschgiftboß stöhnte, hustete und spuckte. Dann öffnete er die Augen.

Noch in der gleichen Sekunde sprang ihn das nackte Entsetzen an.

Vor ihm standen die beiden Knochenmänner. Sie hatten einen Mann in die Mitte genommen, der einen langen grünen Mantel mit hohem Kragen trug. Ein rotes M war auf die Brust des Mannes gestickt worden, und die obere Hälfte des Gesichtes war von einer Maske in der gleichen Farbe bedeckt.

Hinter dem Unheimlichen saß Ricky Lord auf einem Hocker. Er hatte den Kopf gesenkt, zwischen seinen Lippen verqualmte ein langes Zigarillo. Jamie Tyler bekam Angst. Todesangst! Sein Blick flackerte, die Gesichtszüge waren verzerrt, und der Schweiß hatte einen Film auf seiner Haut gebildet.

Die Männer hatten Jamie Tyler mit eisernen Haken an die Wand gekettet. Seine Arme steckten in Stahlringen. Die Dinger waren verrostet und scheuerten die Haut. Blut lief an Tylers Armen entlang und wurde vom Hemd aufgesaugt. An der Decke brannte eine Leuchtstoffröhre. Sie goß ihr kaltes Licht über die anwesenden

Personen. Ein Fenster besaß der Keller nicht, nur einen schmalen Luftschacht.

Jamie Tylers Nacken schmerzte zum Zerspringen. Der Gangster machte sich über seine Lage keinerlei Illusionen. Er selbst hatte ähnliche Situationen schon erlebt, nur hatte er da auf der anderen Seite gestanden. Aber er wollte vor seinem Tod diesem verdammten Ricky Lord noch sagen, was er von ihm hielt.

»Lord, du verdammtes Schwein«, gurgelte Jamie Tyler erstickt.

»Dafür fährst du zur Hölle, das schwöre ich dir.«

Lord hob den kahlen Schädel und zuckte mit einer hilflos wirkenden Bewegung die Achseln. »Es tut mir leid, Jamie, aber ich konnte nichts ändern.«

»Nichts ändern, du Bastard!« Tyler begann schrill zu lachen. »Du bist doch ein verlogenes Stück Dreck. Wenn ich die Hände frei hätte, ich würde dich erwürgen, du…«

Ein harter Schlag klatschte in Tylers Gesicht. Der Mandarin hatte geschlagen.

Tyler wurde fast der Kopf von den Schultern gerissen. Seine linke Wange schwoll an.

»Du hast hier gar nichts zu sagen«, sagte der Mandarin gefährlich leise. »Ich gebe die Befehle. Ricky Lord konnte wirklich nichts an deiner miesen Situation ändern. Ich habe ihn in der Hand, und er wird mir gehorchen wie eine Marionette.«

Tyler hatte die Augen aufgerissen und starrte dem Mandarin in das maskenbedeckte Gesicht.

»Wer bist du?« krächzte er.

Der Mandarin lachte. »Du bist der zweite, der mich nicht kennt. Man nennt mich den Mandarin. Dir sagt dieser Name nichts?«

Tyler überlegte. »Du gehörst nicht zur Mafia?«

Der Mandarin machte eine wegwerfende Handbewegung. »Pah, die Mafia, was ist das schon? Ein Haufen seelenloser Killer. Menschen, die Menschen gehorchen müssen. Aber ich gehorche nur einem! Asmodis, dem Höllenfürsten. Er steht hinter mir und macht mich fast unbesiegbar. Die Mächte der Hölle haben zu einem Angriff auf die Welt angesetzt. Überall auf der Erde geschehen die grausamsten Dinge, und hinter vielen steckt Asmodis. Er nutzt die Uneinigkeit der Menschen zu seinen Gunsten aus. Und nichts anderes mache ich. Fast wäre es mir gelungen, dich und Henry Graf gegeneinander zu jagen. Leider hat es nicht ganz geklappt, so daß ich ein wenig nachhelfen mußte. Aber jetzt bist du in meiner Gewalt, Tyler, ich werde das Rauschgiftgeschäft in London kontrollieren. Selbstverständlich trete ich nicht selbst in Erscheinung, nein, ich habe da einen phantastischen Strohmann gefunden. Ricky Lord wird für mich alles regeln. Auch deine Geschäfte werden weiterlaufen, Tyler. Ohne dich sogar viel

besser. Eigentlich schade, daß du das nicht mehr erleben wirst.«
»Warum wollen Sie mich töten?« fragte Tyler mit leiser Stimme. »Ich – ich kann Ihnen doch auch mithelfen. Ich kenne meine Leute viel besser. Wir würden ein phantastisches Gespann bilden…«
»Tyler, betteln nützt nichts«, sagte der Mandarin kalt. »Du würdest mich bei der erstbesten Gelegenheit hintergehen.«
»Aber das tut er doch auch!« schrie Tyler los. »Lord wird dich reinlegen wollen. Er ist ein hinterhältiges Schwein. Er ist…«
Ricky Lord sprang auf, wollte sich auf Tyler stürzen, doch der Mandarin hielt ihn zurück.
»Ich bring das Schwein um!« schäumte Lord. »Er hat mich beleidigt. Ich gebe ihm eine Kugel…«
»Halt dein Maul!« zischte der Mandarin. »Du bekommst deinen Willen. Früher, als du denkst.« Dann wandte er sich wieder an Jamie Tyler, den die beiden Knochenmänner nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen hatten.
»Es ist, glaube ich, so üblich, daß man nach dem letzten Wunsch fragt, nicht wahr? Hast du einen?«
»Ja«, spie Jamie Tyler angewidert hervor. »Geht alle zum Teufel!«
»Okay!« Der Mandarin drehte sich um. Er sagte etwas zu den Knochenmännern. Daraufhin ging einer von den beiden zu Ricky Lord und übergab ihm eine Maschinenpistole.
Lord wog die Waffe in der Hand. Sein Blick flackerte.
»Was soll ich damit?«
Der Mandarin lächelte satanisch. »Du wolltest deinen Freund Tyler doch gern umbringen. Bitte, jetzt ist die Gelegenheit da.«
Lord starrte auf die Waffe. Sie schien plötzlich immer schwerer zu werden. Er hatte noch nie einen Menschen getötet. Vom Magen her stieg ein würgendes Gefühl hoch bis in den Hals und schien als Kloß in der Kehle sitzen zu bleiben.
»Na los doch«, sagte der Mandarin. »Wir haben nicht ewig Zeit.«
Ricky Lords Blick zuckte zwischen dem Mandarin und Jamie Tyler hin und her. »Ich – ich soll wirklich?«
»Für Scherze habe ich noch nie etwas übriggehabt. Ich sage auch nie etwas zweimal. Oder willst du an Jamie Tylers Stelle sein?«
Lord schüttelte den Kopf.
Tyler versuchte seine – wie er meinte – letzte Chance auszunutzen.
»Ich mache es!« schrie er. »Gib mir die Kugelspritze. Ich lege ihn um! Sofort!«
Diese Worte beseitigten den letzten Rest an Hemmungen in Ricky Lord. »Du mieses Stück!« keuchte der Glatzköpfige, drehte sich zur Seite und richtete den Lauf der Waffe auf Jamie Tyler.
Der Rauschgiftboß glotzte in die Mündung, die vor seinen Augen verschwamm. Und er sah Ricky Lords Augen, in denen die grausame

Entschlossenheit lag.

»Ricky, ich…«

Da drückte Lord ab!

Die Maschinenpistole begann in seinen Fäusten zu zittern, spuckte die tödlichen Geschosse aus.

Jamie Tyler wurde von den Kugeln durchgeschüttelt. Er schrie nicht einmal, als ihn der Tod mit eiserner Faust packte.

Und Lord schoß weiter.

Er hörte erst auf, als keine Kugel mehr im Magazin steckte. Die Waffe fiel ihm aus den Fingern. Lord schien aus einer tiefen Trance zu erwachen. Verständnislos starrte er auf den an der Wand angeketteten Toten. Doch dann trat das Begreifen in seinen Blick. Seine Augen weiteten sich, die Hände ballten sich zu Fäusten.

Der Mandarin lachte.

Es war das Signal für Ricky Lord, aus dem Keller zu stürzen und sich draußen auf dem Gang zu übergeben.

Ihm war auf einmal hundeelend.

Er hörte nicht, daß der Mandarin neben ihn trat und ihn an der Schulter herumzog.

»Stell dich nicht so an, du Memme!« sagte der Unheimliche. »Du gehörst jetzt zu uns. So, und nun komm nach oben. Wir haben noch einiges zu bereden.«

Der Mandarin ging vor. Und Ricky Lord trottete wie ein folgsamer Hund hinter ihm her.

***

Wie ein Pfeil tauchte John Sinclair in das Wasser ein. Er hielt die Arme vorgestreckt, sein Körper bildete eine Gerade.

John hatte den Mund geschlossen, konnte aber trotzdem nicht verhindern, daß ihm ein paar Tropfen von dem schmutzigen Wasser zwischen die Lippen drangen. Mit kräftigen Schwimmbewegungen trieb sich der Geister-Jäger voran und tauchte dann auf.

John schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht, trat Wasser und ließ den Blick schweifen.

Vielleicht zwanzig Yards vor ihm schwamm das Skelett. Es hielt genau auf die Flußmitte zu. Die nasse wallende Kutte trieb wie ein aufgeblähter Ball auf dem Wasser. Das Gerippe hatte sich seiner Kleidung entledigt und schwamm nun mit den fließenden Bewegungen eines normalen Menschen weiter.

Es war ein makabrer, unheimlicher Anblick.

Der Knochige durchpflügte das Wasser, und John hatte Mühe, mitzuhalten.

Welches Ziel hatte das Gerippe? Wollte es bis an das andere Ufer schwimmen, um dort im Wirrwarr des Industriehafens verschwinden

zu können? Es wies alles darauf hin, daß dies tatsächlich der Fall war.

Noch war der unheimliche Schwimmer von keinem der Bootsfahrer bemerkt worden. Die meisten Wassersportler mußten sich zu sehr auf das Lenken der Boote konzentrieren, um noch nach irgendwelchem Schwimmern Ausschau halten zu können.

John Sinclair gab sein letztes. Er kraulte, als ginge es um den Weltrekord. Querlaufende Wellen klatschten in sein Gesicht, überspülten den Kopf. John mußte – ob er wollte oder nicht – Themsewasser schlucken.

Das Tuten einer Schiffssirene ließ ihn aufblicken!

John wandte den Kopf nach links.

Ein Schleppkahn pflügte auf ihn zu. Am Bug des Kahns stand ein Mann, schrie etwas, was John nicht verstehen konnte und winkte mit beiden Händen.

Dem Geister-Jäger fuhr der Schreck bis ins letzte Glied. Der Kahn würde genau seinen Weg kreuzen. Es war so gut wie unwahrscheinlich, daß John noch ausweichen konnte.

Riesengroß wuchs der Bug des Schiffes vor ihm hoch. Wieder dröhnte die Sirene.

Vielleicht zwanzig Yards noch war die gischtende Bugwelle von John entfernt. Er sah sogar das blanke Entsetzen in den Augen des Schiffers.

Da setzte der Geister-Jäger alles auf eine Karte. Er hatte ungefähr die Flußmitte erreicht und wußte, daß die Wassertiefe hier ihren höchsten Stand hatte.

Der Oberinspektor machte eine Rolle vorwärts und tauchte.

Senkrecht fast stieß er nach unten, dem schlammigen Grund zu. Dann hatte er es geschafft. Seine Hände wühlten im Schlamm. Dreck wölkte hoch, hüllte John Sinclair ein wie ein Vorhang.

Über ihm glitt der schwere Schlepper hinweg. John fühlte den ziehenden Sog der Schiffsschraube, paddelte verzweifelt mit Armen und Beinen, um der Gefahr zu entgehen.

Er schaffte es.

Das Blut hämmerte in seinen Schläfen. John hatte schon zu lange die Luft anhalten müssen. Jede Phase in seinem Körper schrie nach dem belebenden Sauerstoff.

John Sinclair *mußte* auftauchen!

Er zog die Beine an, streckte und stieß sich ab, der Oberfläche entgegen.

Johns Kopf schnellte aus dem Wasser. Weit riß der Oberinspektor den Mund auf, schnappte gierig nach Luft. Das schmutzige Wasser rann ihm aus den Haaren, lief an seinem Gesicht entlang.

Der Schlepper hatte John bereits passiert. Die starke Schiffsschraube wühlte das Wasser auf. John lief nachträglich noch eine Gänsehaut über den Rücken, wenn er daran dachte, wie knapp er dem Tod

gerade noch entronnen war. Der Schiffer war an das Heck des Kahns gelaufen, starrte auf das Wasser, sah John, drohte mit der Faust und schüttelte wütend den Kopf. Er schrie einige Worte, von denen John nur »Idiot« verstand. John konnte den Mann begreifen. Er hätte an dessen Stelle auch nicht anders gehandelt.

Aber wo war das Skelett?

John blickte sich um. Riesig kam ihm die Wasserfläche der Themse vor. Die Sonnenstrahlen, die sich auf den Wellen brachen und spiegelten, blendeten ihn.

John mußte die Augen zusammenkneifen, aber das Skelett konnte er nicht entdecken. Der Zwischenfall mit dem Schiff hatte dem Knochenmann die Chance gegeben, sich abzusetzen.

Der Oberinspektor dachte mit Schrecken daran, was geschehen würde, wenn das Skelett plötzlich unter den Menschen auftauchte. Das Grauen war kaum abzusehen.

John sah ein schnittiges, rotlackiertes Segelboot vom anderen Ufer her auf die Flußmitte zusteuern. Er erkannte einen Mann und ein junges Mädchen auf dem Boot. Der grüne knappe Bikini des Mädchens stach von den strahlendweißen Segeln ab, die im lauen Sommerwind knatterten. Das Mädchen setzte sich jetzt auf eine Bank und ließ ihre langen dunklen Haare wie eine Fahne flattern.

John hatte dem Boot nur einen kurzen Blick geschenkt und war dann weitergeschwommen, wieder dem Ufer zu, von dem er auch gekommen war. Er legte sich auf den Rücken, um sich beim Schwimmen etwas auszuruhen.

Wieder geriet das Boot in sein Blickfeld. Es wurde jetzt quer zum Wind gesteuert und neigte sich stark nach Backbord. Die Steuerbordseite hob sich aus dem Wasser, das Mädchen in dem grünen Bikini lehnte sich weit mit dem Rücken über Bord.

Und da sah John die Knochenhand.

Sie war plötzlich aus dem Wasser getaucht, faßte nach der jungen Frau.

Johns Warnschrei flatterte über das Wasser, wurde aber vom Wind verschluckt.

Im gleichen Augenblick neigte sich das Boot nach Steuerbord. Die bleiche Hand rutschte ab, noch bevor sie das Mädchen fassen konnte.

Der ganze Vorgang hatte nur ein paar Sekunden gedauert, doch John war klargeworden, daß er jetzt eingreifen mußte. Er vollführte eine Rolle vorwärts, kam auf den Bauch und kraulte mit gewaltigen Stößen auf das Segelboot zu.

Hoffentlich kam er noch rechtzeitig. Er hatte schließlich die Grausamkeit der mordenden Skelette am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

John schwamm wie eine Maschine. Ab und zu hob er den Kopf, um

einen Blick auf das Boot werfen zu können. Noch war nichts geschehen, wahrscheinlich hatte das Boot zuviel Fahrt, und es bestand auch durchaus die Möglichkeit, daß es dem Skelett wegsegelte.

Doch diese Hoffnung zerplatzte wie eine Seifenblase.

John sah plötzlich das Skelett an der Heckseite des Segelbootes hängen. Die bleichen Finger umklammerten die Bordwand, und der Knochenmann ließ sich kurzerhand mittreiben.

Der Geister-Jäger hatte das Gefühl, sein Herz würde stehenbleiben.

Die beiden auf dem Boot waren ahnungslos. Das Mädchen lachte perlend und setzte eine Flasche an die Lippen, um einen Schluck zu trinken.

Der junge Mann schlüpfte aus seinem hellen T-Shirt, warf es auf den Boden und präsentierte einen muskulösen, braungebrannten Oberkörper. Er turnte zu seinem Girl hin, nahm ihm die Flasche aus der Hand und trank ebenfalls einen Schluck.

Keiner der beiden ahnte etwas von der tödlichen Gefahr, in der sie schwebten. Sie waren völlig unbeschwert, freuten sich auf die Segelpartie an diesem strahlenden Sommertag.

John Sinclair schwamm wie noch nie in seinem Leben. Die Distanz schien überhaupt nicht kürzer zu werden, noch fast achtzig Yards trennten ihn von den beiden Seglern.

Da machte das Skelett ernst.

Mit einem Ruck zog es sich hoch und kletterte über die Bordwand.

Die ahnungslosen Menschen wandten dem Todesboten den Rücken zu, und auch andere Schiffer, die mit ihren Booten und Kähnen die Themse befuhren, hatten nichts bemerkt.

Wieder sollte John Sinclair einen Warnschrei ausstoßen, doch ein Schwall Wasser schwappte ihm in den Mund. John hustete und spuckte und war für die nächsten Sekunden abgelenkt.

Gebückt näherte sich das Skelett dem Paar, Es hatte die Arme ausgestreckt, die knochigen Finger waren zu Krallen gekrümmt.

Die Bestie lechzte nach Mord!

In diesem Augenblick wandte sich der Mann um. Er wollte zu dem Segelmast gehen, erstarrte jedoch mitten in der Bewegung.

Seine Augen wurden tellergroß, ein heiserer Krächzlaut drang über seine Lippen.

»Was ist, George?«

Das Mädchen drehte sich um, und wurde ebenfalls vom kalten Entsetzen gepackt. Angstschauer schüttelten ihren Körper. Mit ungläubigen Blicken starrte sie auf die schreckliche Gestalt.

»George!« Schrill schnitt der Schrei des Mädchens über das Wasser, erreichte Johns Ohren, und der Oberinspektor mobilisierte seine letzten Reserven. Wie Windmühlenflügel peitschten seine Arme das Wasser.

Der junge Mann löste sich als erster aus seiner Erstarrung. »Spring über Bord, Kathy!« brüllte er, doch das Mädchen schien ihn nicht zu hören. Voller Grauen starrte sie das bleich schimmernde Skelett an, das sich George bis auf zwei Schritte genähert hatte.

Jetzt erst reagierte der junge Mann. Er gab seiner Freundin einen Stoß, der sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone brachte, bückte sich und hob ein Holzpaddel vom Boden auf.

Hoch schwang er es über den Kopf und drosch damit zu.

Geschmeidig wich das Skelett aus.

George hatte viel Wucht hinter den Schlag gelegt. Er kam ins Taumeln, und außerdem begann das führerlose Segelboot zu schlingern.

George verlor das Gleichgewicht, rutschte aus und fiel hin.

Das Skelett nutzte die Chance. Die geballte knochige Faust krachte gegen den Kopf des jungen Mannes.

Blutüberströmt und mit dem Gesicht zuerst prallte George auf die Planken des Bootes.

Das Skelett lachte schaurig auf und wandte sich dem wehrlosen Mädchen zu…

***

Killer-Pete stöhnte vor Schmerzen. Seine linke Schulter war eine einzige blutige Wunde. Er mußte, so schnell es ging, einen Arzt finden, sonst würde er elendig verbluten.

An einem Baumstamm zog er sich hoch. Die MPi warf er weg. Er brauchte sie jetzt nicht mehr. Zur Not konnte er sich immer noch auf seinen 38er verlassen, der in einer Gürtelholster steckte.

Killer-Pete wollte nicht den gleichen Weg nehmen, den er gekommen war. Zu groß war die Gefahr, daß er einem der Knochenmänner vor die Mündung lief.

Pete hustete. Seine Rippen schmerzten ebenfalls. Wahrscheinlich war er bei dem Hechtsprung aus dem Haus falsch gelandet.

Torkelnd setzte sich Killer-Pete in Bewegung. Die Hitze saugte ihm die letzte Kraft aus den Knochen, marterte sein Gehirn. Killer-Pete wurde es schwindelig, ab und zu tanzten bunte Sonnen vor seinen Augen.

Immer wieder wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Auch das Blätterdach der Bäume schützte ihn kaum vor den sengenden Strahlen der Sonne.

Kindergeschrei drang plötzlich an seine Ohren. Killer-Pete lief noch ein paar Schritte weiter, lehnte sich dann gegen einen Baum und blieb schweratmend stehen.

Die Welt drehte sich vor seinen Augen. Er mußte erst ein paarmal tief durchatmen, ehe er wieder normal sehen konnte.

Vor ihm glitzerte die Wasserfläche eines kleinen Teiches. Kinder fuhren mit bunten Schlauchbooten herum, spritzten sich gegenseitig naß und hatten ihre helle Freude. Die Mütter – meist nur im Bikini – saßen am Ufer auf Bänken, ließen sich von der Sonne bräunen und beobachteten ihre Sprößlinge.

Die Blicke des Killers glitten über die gutgewachsenen Körper. Killer Pete atmete schwerer, doch dann schüttelte er den Kopf. Nein, er war heute nicht in der Lage, sich einfach eine Frau zu nehmen, wie er es so oft getan hatte.

Ein paar Frauen waren auf den verdreckt aussehenden Mann aufmerksam geworden. Sie steckten die Köpfe zusammen, warfen Killer-Pete scheue Blicke zu, und er wußte genau, daß sie über ihn sprachen.

Der Schießer grinste verunglückt, stieß sich von dem Baumstamm ab und ging am Ufer des Teichs auf einen schmalen Weg zu, der aus dem Wald führte und in eine Straße mündete.

An der Ecke stand eine Telefonzelle.

Killer-Pete betrat das stickige Häuschen, kramte eine Münze aus der Tasche und bestellte sich ein Taxi zur Zelle hin.

Dann ging er nach draußen und wartete. Eine Zigarette verkürzte ihm die Zeit.

Die Schulterwunde begann wieder zu hämmern und zu pochen. Wenn er nicht bald zu einem Arzt kam, würde er noch an Blutvergiftung sterben, das lag auf der Hand.

Das Taxi tauchte ziemlich schnell auf. Killer-Pete hatte die Zigarette kaum aufgeraucht. Er warf die Kippe in den Rinnstein, öffnete die Taxitür und nannte sein Fahrziel.

Der Driver – ein rotgesichtiger bulliger Mann – schüttelte den Kopf.

»Sorry, Mister, aber Typen wie Sie habe ich noch nie mitgenommen.«

Das war zuviel für Killer-Pete. Urplötzlich spürte der Fahrer den Druck einer Pistolenmündung an seiner Schläfe.

»Bleibst du immer noch bei deinen Prinzipien?« fragte Pete gefährlich leise.

Der Driver preßte die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

»Nein, Sir.«

»Okay, denn.« Killer-Pete stieg ein. Die Waffe hielt er nach wie vor in der Hand, aber so, daß sie von draußen nicht gesehen werden konnte.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Killer-Pete rauh. »Ich bin nicht scharf auf dein Geld, sondern will nur nach Soho gebracht werden. Das ist alles. Und jetzt fahr los, aber laß das Funkgerät aus.«

Der Driver nickte schweigend.

Während der Fahrt sprach niemand der beiden Männer ein Wort. Der Fahrer blickte stur durch die Scheibe, konzentrierte sich völlig auf den Verkehr.

Killer-Pete hatte die Lippen fest zusammengepreßt. Hart traten seine Wangenmuskeln hervor. Ab und zu stöhnte er vor Schmerzen auf.

Manchmal wurde es ihm auch schwarz vor Augen, aber er konnte sich immer wieder fangen.

Die Fahrt nach Soho kam ihm unendlich lang vor. Schließlich hielt der Wagen vor der angegebenen Adresse, Killer-Pete drückte den Fahrer eine Fünf-Pfund-Note in die Hand. Einen viel zu hohen Fahrpreis.

»Vergiß mich«, sagte er zu dem Fahrer und warf die Tür zu.

Der Driver zischte ab wie eine Rakete und beschloß, sich an die Worte des gefährlichen Fahrgastes zu halten.

Killer-Pete wankte auf einen schmalen Durchgang zwischen zwei Häusern zu, landete in einem Hinterhof und klopfte an die Tür einer ehemaligen Garage.

Ein Fluch ertönte, dann Schritte, und schließlich wurde die Tür aufgezogen.

Zwei verschlagen blickende Augen sahen Killer-Pete an.

»Du?« krächzte eine Stimme.

»Ja, ich zum Teufel.« Killer-Pete lehnte sich an den Türpfosten. »Laß mich rein, Doc, verdammt, ich verblute.«

»Ja, ja, Pete, Moment!« Der Doc schob den Riegel aus der Halterung und öffnete die Tür. Aber das sah Killer-Pete bereits nicht mehr. Ihm war plötzlich schwarz vor Augen geworden, und er rutschte langsam an der Tür entlang zu Boden.

***

Das schwarzhaarige Mädchen war noch immer vor Entsetzen wie gelähmt. Aus weit aufgerissenen, bald tellergroßen Augen blickte es auf den am Boden liegenden blutenden Mann, schien das Skelett überhaupt nicht zu bemerken. Erst als sich die fleischlosen Finger um ihre Kehle krallten und sie zusammenpreßten, öffnete sich der Mund zu einem Schrei.

Doch nicht einmal ein Röcheln drang aus der Kehle.

Erbarmungslos drückte das Gerippe zu.

Kathy sank in die Knie, die Arme wischten hilflos durch die Luft. Die Augen drohten ihr aus den Höhlen zu quellen. Das Skelett stand halb über sie gebeugt und weidete sich an dem verzweifelten Todeskampf des Mädchens.

Kathy fiel auf die Planken.

Ihr Widerstand war längst erlahmt. Sie hätte nicht die geringste Chance gegen die höllischen Kräfte des Monsters gehabt.

Querlaufende Wellen stießen gegen das Boot, hoben es hoch und drückten es wieder zurück. Wind blähte die Segel, ließ sie knattern wie eine Fahne.

Und durch das Wasser schoß ein menschlicher Torpedo auf das kleine Segelboot zu.

John Sinclair!

Er hatte seinem trainierten Körper alles abverlangt, sah jetzt dicht vor seinen Augen die Bordwand auftauchen, schnellte aus dem Wasser und packte zu.

Wie Stahlhaken klammerten sich seine Finger um das Holz, Ein kurzer Schwung, und John stand an Bord.

Naß wie eine ertränkte Ratte, aber bereit, alles auf eine Karte zu setzen.

Das Skelett bemerkte den Geister-Jäger zu spät. Es kniete immer noch über dem Mädchen, und als es jetzt den bleichen Schädel drehte, krachte bereits ein Tritt dagegen.

Das Skelett wurde um die eigene Achse gewirbelt, ließ den Hals des Mädchens los und flog zurück, bis es gegen die Segelstange krachte.

Es gab ein hohles, schepperndes Geräusch, doch dieser Aufprall hatte dem Monster nichts anhaben können. Im Gegenteil. Er hatte es nur noch wütender gemacht.

Fauchend griff es John Sinclair an.

Durch das Schwanken des Schiffes gelang es John nur unvollkommen auszuweichen. Er schaffte es aber, den Knochenarm des Unholds zu packen und das Gelenk herumzudrehen. Es knackte, und der Fleischlose wurde durch die Luft gewirbelt. Wie ein Sack knallte er auf den Boden, rollte sich aber sofort wieder ab und sprang auf die Füße.

John hatte inzwischen das Paddel gepackt. Eiskalt schmetterte er es dem Skelett auf den Schädel, drehte es dann herum und rammte es dem Knöchernen in den Leib.

Wieder splitterten Knochen, doch durch magische Kraft formten sie sich erneut zu einem häßlichen Gebilde.

John war klar, daß er den Knöchernen nicht mit normalen Mitteln besiegen konnte. Er mußte seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole zu Hilfe nehmen. Sie steckte immer noch in seinem Gürtel, war während des Schwimmens nicht verlorengegangen.

John riß die Waffe hervor.

Der Knochenmann stand plötzlich stocksteif. Anscheinend wußte er, was es mit der Pistole auf sich hatte. Aber John wollte diese Bestie noch nicht töten. Er mußte erst noch wissen, wem sie gehorchte.

»Du weißt, daß sich in dieser Waffe geweihte Kugeln befinden«, sagte er.

Das Skelett nickte.

»Okay, ich brauche also nur abzudrücken, um dich endgültig zur Hölle zu schicken. Aber ich gebe dir eine Chance. Du mußt reden und mir sagen, wer hinter dir steht. Wer gibt dir die Befehle?«

Das Skelett schwieg.

John hob den Arm und zielte. »Ich setze dir die Kugel genau in deine Stirn«, drohte er. »Rede!«

Der Knöcherne blieb stumm.

In John keimte der Verdacht auf, daß dieses Monster überhaupt nicht sprechen konnte. Es war wie ein Roboter, konnte nur Befehle entgegennehmen und ausführen.

Eine verteufelte Situation.

John blickte über die Schulter des Skeletts hinweg. Ein Ausflugsdampfer rauschte in nicht allzu großer Entfernung vorbei.

Laut schallte seine Sirene über die Wasserfläche. Die Bugwelle des Dampfers kam herangerollt, klatschte gegen das kleinere Segelschiff, ließ es hin und her schaukeln.

John hatte Mühe, das Gleichgewicht zu behalten. Die Mündung der Pistole geriet aus der ursprünglichen Richtung.

Das Monster sah seine einmalige Chance.

Ehe John Sinclair reagieren konnte, hechtete es über Bord und klatschte in die trüben Fluten.

John Sinclair zerquetschte einen Fluch zwischen den Zähnen. Er ließ sich auf die Knie fallen, starrte über die schaukelnde Bordwand und suchte das höllische Monster.

Wenn es schlau war, tauchte es unter dem Boot hinweg und war somit unerreichbar.

Doch daran dachte der Knöcherne nicht. Anscheinend war es sein Bestreben, so schnell wie möglich das näherliegende rettende Ufer zu erreichen.

Plötzlich sah John den bleichen Schädel auf der Wasseroberfläche tanzen, Der Geister-Jäger schoß dreimal, ehe der Schädel wieder untertauchen konnte.

Trotz des schwankenden Segelbootes traf eine Kugel den bleichen Kopf. John sah, wie sich das Monster aus dem Wasser hochbäumte, wild mit beiden Armen um sich schlug und dann versank.

Der Geister-Jäger ließ die leergeschossene Waffe sinken. Wo sich das Skelett befunden hatte, färbte sich die Oberfläche des Wassers milchig weiß. Ein Zeichen, daß die höllische Bestie sich in der Auflösephase befand.

Geschafft! dachte John.

Er gönnte sich einige Sekunden Pause und bückte sich dann, um nach dem jungen Mann zu sehen.

Er lebte. Nur eine große Platzwunde zierte seinen Schädel.

Wahrscheinlich hatte er eine Gehirnerschütterung, aber die ging vorbei.

Das Mädchen hatte sich bereits besser erholt. Es keuchte zwar und würgte noch, und als John sich jetzt über sie beugte, stand sofort wieder die Todesangst in ihren Augen.

Der Oberinspektor lächelte. »Keine Angst, Miß, Sie sind gerettet.«

»Aber – ich – George? Wie geht es ihm?«

»Soweit gut. Er wird ein paar Tage liegen, dann ist er wieder auf dem Damm.«

Das Mädchen versuchte ein Lächeln. »Wer sind Sie? Haben Sie uns vor dem Skelett…?«

»Ja, ich habe Sie gerettet. Mein Name ist John Sinclair, und ich bin von Scotland Yard.«

Das Mädchen atmete auf. »Ich glaube, es war alles nur ein böser Traum«, flüsterte sie. »Das war es doch, nicht wahr?«

»Ja, Miß«, erwiderte John mit weicher Stimme. »Für Sie war alles nur ein Traum…«

***

Lana Leroy starrte mit tränenfeuchtem Gesicht in den Wandspiegel.

Hinter ihrer Stirn jagten die Gedanken. Sie wußte nicht mehr, wie es weitergehen sollte.

Schreckensstarr hatte sie verfolgt, wie der Mandarin Ricky Lord seine Bedingungen diktiert hatte. Und Ricky war nichts anderes übriggeblieben, als anzunehmen.

Dann waren die Männer in den Keller gegangen, doch vorher hatten sie Lana in das kleine Bad gesperrt, das nicht einmal ein Fenster besaß. Lana hatte sich auf den Rand der schwarzgekachelten Wanne gehockt und ihren Tränen freien Lauf gelassen. Sie wußte, daß sie sich in einen Teufelskreis begeben hatte, aus dem es nur schwerlich ein Entrinnen gab. Sie hatte sich den Kopf nach einem Ausweg zermartert, doch es war ihr keine Idee gekommen.

Lana Leroy strich mit allen zehn Fingern durch ihre rote Haarpracht.

Ihr Make-up war verlaufen, die Spiegelfläche enthüllte deutlich die kleinen Krähenfüße in ihren Augenwinkeln. Der erste Lack war ab, und gerade darum war Lana froh gewesen, einen Mann wie Ricky Lord gefunden zu haben.

Und nun dies.

Lana schluckte den würgenden Kloß in ihrem Hals hinunter und wusch sich das Gesicht. Mit einem weißen flauschigen Handtuch tupfte sie die Haut danach ab und zeichnete mit einem perlmuttfarbenen Stift die Konturen ihrer Lippen nach.

Sie wollte gerade wieder neues Make-up auflegen, als sie die Schüsse hörte.

Es war ein dumpfes wummerndes Knattern und schien aus dem Keller des Hauses zu kommen.

Lana Leroy stand wie zu einem Eiszapfen festgefroren.

Immer noch wurde geschossen. Lana hörte ihr Herz schlagen, sie wankte zurück, bis sie gegen die Tür des Badezimmers stieß.

Ihr erster Gedanke galt Ricky Lord. Hatten diese Monster ihn erschossen?

Lanas geballte rechte Faust fuhr hoch zu den Lippen, verschloß den Mund, um einen Angstschrei zu ersticken. Mit bebenden Gliedern lauschte sie. Sie mußte alle Beherrschung aufbringen, um nicht mit beiden Fäusten gegen die Tür zu trommeln.

Dann verstummten die Schüsse.

Es wurde wieder ruhig.

Eine gefährliche nervenaufreibende Ruhe, Auf Zehenspitzen ging Lana Leroy zur Tür, als hätte sie Angst, von jemandem gehört zu werden.

Sie preßte ihr Ohr gegen das Holz und vernahm Stimmen. Noch konnte sie nicht unterscheiden, wer sprach, doch dann atmete sie erleichtert auf.

Sie hatte Ricky Lords Stimme deutlich erkannt. Und die des Mandarins.

Es fehlte Jamie Tyler.

Ein furchtbarer Verdacht keimte in Lana auf und verdichtete sich zur Gewißheit. Die Schüsse, die sie gehört hatte, sie hatten Jamie Tyler gegolten.

Dann war Tyler tot.

Aber wer hatte ihn erschossen? Ricky? Lana verdrängte den Gedanken weit fort. Das konnte nicht sein, Ricky war kein Mörder. Oder doch?

Vielleicht war er gezwungen worden. Vielleicht…

Das Drehen des Schlüssels im Schloß der Badezimmertür riß Lana aus ihren Überlegungen. Die Klinke wurde nach unten gedrückt und die Tür aufgestoßen.

Dann stand Ricky Lord auf der Schwelle.

»Ricky«, flüsterte Lana Leroy tränenerstickt, lief auf Lord zu und warf sich in dessen Arme. »Mein Gott, Ricky, was ist geschehen? Wie siehst du aus.«

Ricky Lord war blaß wie ein Leichentuch. Mit zitternden Fingern strich er über das Haar seiner Geliebten.

»Es war schrecklich«, stöhnte er, »Ich – ich wollte es gar nicht…«

Lana hob den Kopf und blickte Ricky Lord in die verschleierten Augen.

»Du hast es getan, Ricky?« Die Stimme der Frau war nur ein Hauch.

»Ja«, krächzte Lord. »Ich mußte es tun. Man hat mich dazu gezwungen. Hätte ich mich geweigert«, Lord schluckte, »wahrscheinlich hätten sie dann dich umgebracht, Darling. Ich habe es für dich getan.«

»Schon gut«, flüsterte die rothaarige Frau. »Ich glaube dir.«

Sie preßte ihren Körper fest gegen den des Mannes, wollte damit

demonstrieren, daß sie immer zu ihm halten würde.
Sekundenlang standen die beiden Menschen engumschlungen auf dem Fleck. Dann fragte Lana: »Was soll denn nun werden, Ricky?«
»Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Dieser Mandarin will mich zwingen, das Rauschgiftgeschäft zu übernehmen. Er will ja nur im Hintergrund bleiben. Heute abend sollen sich sämtliche Leute von Tylers und Grafs Banden treffen.«
»Und wo?«
»Davon habe ich keine Ahnung.«
»Man müßte die Polizei alarmieren.«
»Glaubst du, die lassen mich aus den Augen? Nein, die Knochenmänner passen auf wie Schießhunde. Außerdem bin ich jetzt ein Mörder und gehöre zum Kreis derer, die vom Gesetz gejagt werden.«
»Aber dir kann doch niemand einen Vorwurf machen«, rief Lana. »Du hast es doch nicht freiwillig getan.«
Ricky Lord lachte bitter. »Mach dir keine Illusionen. Ich bekomme unter Umständen einige Jahre weniger, aber die Zeit, die ich im Knast verbringen werde, reicht noch immer aus, um mich für mein Leben fertigzumachen. Du, Lana, bist die einzige, die sich noch retten kann.«
»Ohne dich nie, Ricky«, sagte Lana Leroy und zog die Nase hoch.
»Ich weiß, es klingt kitschig, aber ich halte zu dir, egal, was auch geschieht.«
Ricky Lord preßte die Lippen zusammen. »Danke«, sagte er leise.
Und dann: »Wenn du noch nie gebetet hast, Lana, tu es jetzt. Denn was dieser Mandarin vorhat, ist so schrecklich, daß man es kaum mit Worten ausdrücken kann. Dieser Mann lebt nur für seine Rache. Und besonders gefressen hat er einen gewissen Oberinspektor Sinclair, der ihm schon einmal eine Niederlage bereitet hat.«
»Ob Sinclair es nicht auch diesmal schafft?«
Ricky Lord schüttelte den Kopf. »Das glaube ich kaum. Es müßte höchstens noch in der nächsten Nacht geschehen, denn morgen ist es bereits zu spät. Dann sind die Weichen schon gestellt.«
Schritte ließen Lana Leroy und Ricky Lord auseinanderfahren. Der Mandarin kam auf die beiden zu. Sein schmallippiger Mund unter der Halbmaske hatte sich zu einem teuflischen Grinsen verzogen.
»Ich hoffe, ihr beide habt euch jetzt ausgesprochen«, sagte er. »Und auch deine Süße weiß, daß sie keine Chance hat. Sie wird mir genauso treu ergeben sein wie du.«
Lana nickte heftig, um gar nicht erst den Verdacht aufkommen zu lassen, daß sie gegen den Mandarin war.
»Dann ist es ja gut.« Der Mandarin behielt sein Lächeln bei, als er Ricky und Lana befahl, mit in den Living-room zu kommen.
Dort war schon alles vorbereitet. Eine Namensliste lag auf dem

kleinen Telefontisch. Es waren die Nummern der wichtigsten Bandenunterführer, die für Tyler und Graf gearbeitet hatten.

Der Mandarin nahm den Zettel und hielt ihn Ricky Lord hin. »Diese Leute wirst du jetzt anrufen und ihnen klarmachen, daß sie sich heute abend um zweiundzwanzig Uhr im Beauty View einzufinden haben.«

Ricky Lord nickte. Er warf, als der Mandarin nicht hinsah, seiner Geliebten einen raschen Blick zu.

Beauty View! Das war also der Treffpunkt.

Dieses Lokal kannte in London jedes Kind. Es war ein längst geschlossenes Ausflugsrestaurant, das jedoch wieder im Gespräch war, weil es renoviert werden sollte. Das Lokal lag ziemlich einsam, in der Nähe eines Elektrizitätswerkes und mitten im Wald. In einer Gegend also, in der sich Füchse und Hasen gute Nacht sagten. Einen besseren Ort hätte der Mandarin sich gar nicht auswählen können.

***

Eine Stunde später wimmelte es auf der am Pier liegenden Yacht von Polizisten. John Sinclair hatte Inspektor Spencer und dessen Crew auf die Beine gebracht, die jeden Zoll des Schiffes mit der Lupe absuchten. Die Männer schimpften und stöhnten unter der Hitze, doch Spencer ließ das kalt.

John Sinclair war sofort an Land gesegelt, hatte zugesehen, daß Kathy und George in das nächste Krankenhaus kamen und hatte von dort aus Spencer alarmiert. Seine Beretta hatte John wieder nachgeladen. Zwei Reservemagazine mit Silberkugeln lagen immer im abschließbaren Handschuhfach des Bentleys bereit.

Spencer hatte sich eine dicke Sonnenbrille vor die Augen geklemmt.

Sein Hemd war durchgeschwitzt, und die Anzugsjacke sah aus wie ein verbeulter Hut.

Die beiden Beamten standen oben auf dem Kai, und John gab noch mal seine Erlebnisse zum Besten.

Spencer schüttelte immer wieder seinen eckigen Kopf. »Das haut doch dem Faß den Boden aus«, sagte er. »Sind Sie eigentlich ein Glückspilz oder ein Pechvogel, Sinclair?«

John grinste schmal. »Beides.«

»Ja, das glaube ich auch«, stöhnte Spencer. Er strich sich mit der Hand über den breiten Nasenrücken. »Tyler hat von vier Knochenmännern erzählt«, sagte er. »Zwei haben Sie erledigt. Frage: wo sind die anderen beiden?«

John hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich habe ja versucht, etwas aus dem Gerippe herauszubekommen, aber anscheinend konnte das Monster nicht sprechen, oder es wollte nicht. Ich muß Ihnen ehrlich sagen, Spencer, mich interessiert viel mehr, wer diesen Skeletten die Befehle gibt. Die tun das nicht aus eigenem Antrieb, da steckt doch ein

denkender Kopf dahinter.«

»Haben Sie denn einen Verdacht?« fragte Spencer und blickte den blondhaarigen Oberinspektor schräg von unten her an.

»Eigentlich nicht«, erwiderte John gedankenverloren. »Nur ein Gefühl.«

Spencer winkte ab. »Danach kann man nicht gehen.«

»Im Prinzip haben Sie recht, Kollege. Aber ich habe im Laufe der Zeit gelernt, doch auf Gefühle zu achten. Es gibt Fälle, bei denen man mit reiner Logik nicht mehr weiterkommt. Man muß dann zwischen den Zeilen lesen, muß auf Stimmungen und Ahnungen achten und sie zu einem Mosaik zusammenfügen, um endlich ans Ziel zu gelangen.«

Spencer hatte John sprachlos und mit offenem Mund zugehört. Jetzt schüttelte er verständnislos den Kopf. »Also das ist zu hoch für mich, Sinclair. Nee, ich verlasse mich lieber auf meine Polizeierfahrung. Damit bin ich zwanzig Jahre lang gut gefahren.«

Einer von Spencers Leuten winkte von Bord der Yacht her. »Nichts, Inspektor«, rief er. »Wir haben nichts gefunden.«

Spencer stieß einen nicht druckreifen Fluch aus. Dann fragte er: »Habt ihr denn mittlerweile ermittelt, wem die Yacht gehört?«

»Ist nichts bei rausgekommen, Chef. Wir haben bei den zuständigen Stellen angerufen, aber es ist kein Besitzer gemeldet.«

»Mist, verdammter. Habe ich mir fast gedacht. Und nun?« Spencer blickte John Sinclair an, »nun sind wir mit unserem Latein am Ende.«

»Das würde ich nicht sagen.«

»Kommen Sie mir nur nicht wieder mit Ihren Gefühlen und Ahnungen.«

»Nein, nein. Gehen wir doch mal von rein logischen Gesichtspunkten aus. Henry Graf, ein Rauschgiftboß, wird erschossen. Auf einen anderen Supergangster wird ebenfalls ein Attentat verübt, das jedoch mißlingt. Folgerung: eine andere – dritte – Bande hat ihre Hände im Spiel.«

»Ja, soweit waren wir auch schon heute vormittag«, sagte Spencer giftig.

»Moment. Diese dritte Bande arbeitet mit magischen Tricks, das steht fest, obwohl Sie es ja noch nicht einsehen«, sagte John, als er Spencers zweifelndes Gesicht sah. »Aber die Bande hat recht irdische Ziele. Alles sieht danach aus, als wolle sie den Rauschgiftmarkt in die Hände bekommen.«

»Dann schwebt unser Freund Tyler weiterhin in großer Gefahr, wenn wir mal Ihre Theorie als die richtige gelten lassen.«

»Genauso ist es.«

»Hm!« Spencer dachte laut nach. »Aber Tyler ist gut bewacht, dem kann nichts passieren. Ich habe vorhin noch mit den beiden Beamten gesprochen, die wir vor dem Haus postiert haben. Jamie hat sich noch

nicht aus seinem Loch gerührt.«

»Trotzdem sollten wir augenblicklich zu ihm fahren und uns die nächste Nacht in seiner Wohnung aufhalten. Die Skelette werden bestimmt zurückkommen, um Tyler umzubringen.«

Spencer verzog das Gesicht. »Wenn ich daran denke, daß ich solch eine miese Ratte…«

»Egal, das andere geht vor. Und vielleicht können wir Tyler im Zuge der Überwachung einiges nachweisen.«

»Okay«, stöhnte Spencer. »Sie haben mich überzeugt. Fahren wir mit meinem Wagen?«

»Nein, wir nehmen den Bentley.«

Inspektor Spencer informierte seinen Stellvertreter, wo er in den nächsten Stunden zu erreichen sei, und nickte dann anerkennend, als er vor Johns Bentley stand.

»Sie müssen doch ein Schweinegeld verdienen, Sinclair.«

»Halb so schlimm. Ich spare mir den Wagen vom Munde ab.«

»Wer's glaubt, wird selig«, erwiderte Spencer.

Anschließend fühlte er sich wie ein König, als er in dem Wagen saß.

John grinste still vor sich hin. Irgendwie mochte er diesen bärbeißigen Inspektor. Hinter der rauhen Schale steckte bestimmt ein weicher Kern.

»Mein Ältester will auch zur Polizei«, sagte Spencer, als John den Wagen in Richtung Soho lenkte. »Erst habe ich ihm abgeraten, aber dem Burschen ist nicht zu helfen.«

John lächelte. »Haben Sie noch mehr Kinder?« fragte er dann.

»Und wie.« Spencer schnaufte wie ein altes Walroß. »Noch drei Töchter. Eine davon im heiratsfähigen Alter. Himmel, was die Weiber mir auf dem Kopf rumtanzen und ein Geld kosten, das können Sie sich als Junggeselle gar nicht vorstellen. Aber ich sage mir immer, ich bin ja selbst schuld. Hätte mir eben früher einen Fernsehapparat kaufen sollen.«

Jetzt konnte John sich das Lachen nicht mehr verbeißen. Soviel Mutterwitz hätte er dem knurrigen Inspektor gar nicht zugetraut. Aber vielleicht war Spencer mal froh, etwas herumalbern zu können. Sein Job war ja auch nicht gerade ein Vergnügen.

Die Fahrt nach Soho verging wie im Fluge. John nahm einige Schleichwege, um dem Nachmittagsverkehr nicht in die Quere zu kommen.

Vor Tylers Haus stoppte er dann. Ein Blumenwagen machte eine Parklücke frei.

John und Spencer stiegen aus und klingelten. Einer von Tylers Leuten öffnete die Tür. Als er Spencer erkannte, wurde sein Gesicht weiß.

»Was wollen Sie denn hier, Inspektor?«

»Zum Boß. Und jetzt macht Platz.«

Der Mann trat zur Seite.
John und der Inspektor nahmen nicht den Fahrstuhl, sondern gingen über die Treppe nach oben. Auf dem Flur lungerten zwei weitere Männer herum. Sie wollten schon zu den Waffen greifen, als Spencer seinen Ausweis präsentierte.
Rasch ließen sie die Arme sinken.
»Der Boß da?« fragte Spencer.
Die beiden nickten.
Spencer klopfte gegen die Mahagonitür. »Machen Sie auf, Tyler! Polizei!«
In der Wohnung dahinter rührte sich nichts.
Auch nach mehrmaligem Klopfen erreichten sie keine Reaktion.
Spencer holte sich die beiden Männer heran. »Wenn ihr uns hier auf den Arm nehmen wollt, buchte ich euch ein, bis ihr schwarz werdet. Also: wo ist der Boß?«
Verständnislosigkeit breitete sich auf den Gesichtern der Männer aus, und John Sinclair nahm an, daß sie wirklich nichts wußten.
»Wie lange treibt ihr euch schon hier auf dem Flur herum?« wollte John wissen.
»Zwei Stunden.«
»Wer war vorher hier?«
»Niemand.«
»Dann kann es also sein, daß Tyler die Wohnung verlassen hat.«
»Ja.«
»Gibt es einen Hinterausgang?«
Die beiden Männer nickten synchron.
John und Spencer tauschten einen Blick, der alles besagte. »Dann wird unser Vogel wohl durch die Hintertür geschlüpft sein«, meinte der Geister-Jäger.
Spencer stand dabei wie ein begossener Pudel. Er ärgerte sich, daß er nicht noch an der anderen Seite des Gebäudes Männer postiert hatte.
Aber jetzt war es zu spät, sich Vorwürfe zu machen.
Einer der Männer hatte einen Schlüssel zu Tylers Wohnung. John Sinclair und Inspektor Spencer sahen in den Räumen nach, doch sie fanden keine Spur von Jamie Tyler. John hatte sowieso nicht angenommen, daß er Tyler finden würde. Aber er wollte ganz auf Nummer Sicher gehen.
Ohne sich untereinander verständigt zu haben, wußte jeder der beiden Beamten, was sie zu tun hatten.
Großfahndung nach Jamie Tyler!

***

Alles hatte geklappt wie am Schnürchen. Ricky Lord hatte die sechs Unterführer erreicht und sie für zweiundzwanzig Uhr in das verlassene

Gartenlokal Beauty View bestellt. Selbstverständlich hatte es Fragen gegeben, doch Ricky Lord war ihnen immer wieder geschickt ausgewichen und hatte die Personen auf den Abend vertröstet. Außerdem hatte er sie zu strengstem Stillschweigen vergattert. Sollte irgendein Wort an die Polizei dringen, würde der Verräter mit dem Tode bestraft.

Der Mandarin war zufrieden. Er hatte sich kaum vorgestellt, daß alles so gut laufen würde. Zwei der großen Widersacher waren ausgeschaltet, und die Polizei suchte bestimmt alle möglichen Verbrecher, nur nicht ihn. Er war bei den Bullen unbekannt. Nur Oberinspektor Sinclair kannte seine Identität, aber bis der merkte, was gespielt wurde, hatten die Trümpfe des Mandarins längst gestochen.

Die Zeit war inzwischen weiter fortgeschritten, und der Nachmittag neigte sich bereits dem Ende zu. Der Mandarin hatte keine Lust, länger als nötig in Ricky Lords Haus zu bleiben. Nach dem nächtlichen Treffen wollte er auf seine erst kürzlich erworbene Yacht fahren, die im Londoner Hafen lag und gut bewacht wurde.

Lana Leroy hatte schon seit langem kein Wort mehr gesprochen. Still saß sie in einem Sessel. Manchmal flackerte in ihrem Blick die Angst auf, und zwar immer dann, wenn sie an die letzten Ereignisse dachte.

Ricky Lord hatte auch nichts für sie tun können. Er hatte nur dem Mandarin gehorchen müssen, und die beiden Skelette standen jeweils auf dem Sprung, um bei der geringsten Kleinigkeit eingreifen zu können.

Mit Bangen hatte Ricky Lord an seine Geliebte gedacht. Immer wieder war sein Blick zu ihr hinübergeglitten, bis er sich endlich ein Herz faßte und den Mandarin ansprach.

»Was machen wir mit Lana? Soll sie hierbleiben?«

Der Mandarin blieb neben dem Fenster mit den herabgelassenen Rollos stehen.

Lana Leroy fühlte, wie die Augen unter den Sehschlitzen der Maske sie abtasteten, regelrecht taxierten. »Sie wäre ein Hindernis«, sagte der Mandarin.

Scharf zog Lord die Luft ein. »Was soll das heißen?«

»Können Sie sich das nicht denken?«

»Sie wollen sie umbringen, nicht wahr?«

Der Mandarin lachte. »Das wäre zumindest eine Möglichkeit«, gab er zu.

»Dann müssen Sie mich auch töten!« sagte Ricky Lord mit fester Stimme.

»Ricky!« Lana sprang auf, doch einer der Knochenmänner stieß sie gedankenschnell wieder in den Sessel zurück.

Lord drehte durch. »Rühr sie noch einmal an, und ich schlage dir…«

Er verschluckte die letzten Worte, denn plötzlich sah er die Mündung

der Maschinenpistole auf sich gerichtet.
»Jetzt reicht es«, rief der Mandarin scharf. »Ich habe ja nicht gesagt, daß ich sie töten will. Ich habe nur davon geredet, daß es eine Möglichkeit wäre. Wir können uns natürlich auch anders einigen. Doch eins steht fest: mitnehmen können wir die Frau auf keinen Fall.«
»Dann bleibt sie eben hier«, erwiderte Lord heftig.
»Um die Polizei anzurufen, nicht?«
»Wir können sie ja einsperren.«
Der Mandarin zögerte mit der Antwort. Dann nickte er und sagte:
»Gut, ich lasse mich einmal auf einen Kompromiß ein, weil ich Sie noch brauche, Lord. Sollte aber irgend etwas schieflaufen, werde ich keine Sekunde zögern und die Frau umbringen. Ist das klar?«
Ricky Lord nickte.
»Und wo sperren wir sie ein? Am besten in den Keller.«
»Davon würde ich abraten«, sagte Ricky Lord. Er zündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an und rauchte hastig. »Die Keller haben Fenster, sie könnte zu leicht entwischen.«
Der Mandarin lachte. »Anscheinend beginnst du mitzudenken.«
»Was bleibt mir anderes übrig?«
»Gut, hast du einen besseren Vorschlag, Lord?« Manchmal duzte der Mandarin den Barbesitzer. So wie es ihm gerade einfiel.
»Ich denke da an das kleine Bad«, schlug Ricky Lord vor. »Es hat keine Fenster und eine sehr stabile Tür.«
Lana Leroy horchte auf. Das Bad? Weshalb sagte Ricky das? Und er vermied es auch, sie anzusehen. Alles sollte sehr unverdächtig wirken.
»Ja, ich bin einverstanden«, sagte der Mandarin.
Er wollte noch etwas hinzufügen, doch das Schrillen des Telefons unterbrach ihn.
»Wer kann das sein?«
Lord hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«
Der Mandarin überlegte kurz. Dann sagte er: »Los, geh ran, aber kein falsches Wort.«
Ricky Lord nickte. Er räusperte sich, nahm dann den Hörer und sagte:
»Ja, bitte?«
»Bin ich mit Mister Lord verbunden?« quäkte eine Stimme. Der Mandarin hatte sich neben Lord gestellt und konnte alles mithören.
»Ja, ich bin Ricky Lord.«
»Mein Name ist Sinclair«, sagte der Anrufer. »Oberinspektor Sinclair. Ich habe noch ein paar Fragen.«
Der Mandarin sprang zurück. Er mußte sich beherrschen, um nicht laut zu schreien.
Sein Todfeind, dieser Sinclair, wagte es, hier anzurufen? Dies war eine ungeheure Provokation. Aus welchem Grund meldete der Mann

sich überhaupt?
Es kostete den Mandarin Mühe, sich auf das Gespräch zu konzentrieren. Wenn Lord jetzt nur einen Fehler machte, dann…
Sicherheitshalber gab der Mandarin einem der beiden Gerippe einen Wink. Augenblicklich setzte der Knochenmann Lana Leroy die Mündung der MPi gegen den Hals.
Ricky Lord sah es ebenfalls und wurde blaß. Er verstand aber die Drohung und beherrschte sich ausgezeichnet.
»Ja, Herr Oberinspektor, ich habe verstanden. Sicher, ich werde Sie sofort anrufen, sollte Mister Tyler bei mir auftauchen. Aber das ist eigentlich unwahrscheinlich. Wir kannten uns zwar aus der Bar, aber privaten Kontakt hatten wir nie.«
Ricky Lord lauschte einige Sekunden und fragte dann: »Wie meinten Sie?«
Wieder hörte er zu.
»Ach so, ja. Henry Graf meinen Sie. Aber ich bitte Sie, Herr Oberinspektor, ich habe doch mit diesen Rauschgiftgeschäften nichts zu tun. Weshalb sollten mir die Knochenmänner denn einen Besuch abstatten? Aber eine andere Frage: haben Sie schon einen Verdacht, wer dahinter stecken könnte?«
Ricky Lord verengte die Augen und meinte nach einer Weile: »Also auch nicht. Da kann man nichts machen. Ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Glück, Herr Oberinspektor, und sollte ich etwas hören, werde ich mich sofort mit Ihnen in Verbindung setzen.«
Damit legte Ricky Lord den Hörer auf.
Fragend blickte Ricky Lord den Mandarin an, der mit geballten Fäusten vor ihm stand.
»Das war er«, flüsterte der Mandarin, »das war Sinclair, dieser Hund. Aber ich bekomme ihn. Vielleicht morgen schon!«
Ruckartig wandte er sich an den Barbesitzer. »Du hast deine Sache gut gemacht, Lord. Ich glaube, wir beide werden doch noch so etwas wie Partner.«
Dabei stieß der Mandarin ein widerliches Lachen aus, das auf Lana Leroys Rücken eine Gänsehaut erzeugte.

***

Dumpf knallte die Tür des Badezimmers ins Schloß. Der Mandarin schloß persönlich ab. Zweimal drehte er den Schlüssel, und für Lana Leroy hatte dieses Geräusch etwas Endgültiges an sich. Die rothaarige Frau hörte noch, wie der Mandarin und Ricky Lord ein paar Worte wechselten, dann war es still.
Die Männer hatten das Haus verlassen.
Lana blickte auf ihre Uhr! Noch drei Stunden, bis zur vereinbarten Zeit. Die Männer waren sehr früh abgefahren. Wahrscheinlich würde

der Mandarin erst das umliegende Terrain des Lokals sondieren wollen.

Lana Leroy fühlte sich elend. Nie hätte sie gedacht, daß sich Ricky Lord so auf die Seite des Mandarins schlagen würde. Aber wenn sie vor sich selbst ehrlich war, was war Ricky denn anderes übrig geblieben, um mit dem Leben davonzukommen? Und schließlich hatte er es auch noch geschafft, ihr Leben zu retten.

Lana setzte sich wieder auf den Wannenrand, Das Badezimmer war nicht sehr groß, maß etwa zwölf Quadratmeter. Die Wände waren bis in Kopfhöhe schwarz gekachelt und darüber weißbeige angestrichen.

Der Plastikvorhang verdeckte das kleine Duschbecken, die Wanne war etwas tiefer in den Boden eingelassen worden, um ein bequemes Einsteigen zu ermöglichen.

Ein Fenster gab es nicht, und das war auch der Grund, weshalb Ricky Lord vorgeschlagen hatte, Lana im Bad einzusperren. Ein relativ bequemes Gefängnis, sah man davon ab, daß kein gepolsterter Stuhl zur Verfügung stand.

Die Zigaretten hatte man Lana gelassen. Sie zündete sich ein Stäbchen an und begann klar und nüchtern über ihre Lage nachzudenken.

Es gab in dem Haus – es besaß noch ein sehr großes komfortables Bad – noch mehrere Räume, die ein Entkommen unmöglich machten. So zum Beispiel zwei Abstellkammern oder auch Kelleräume, deren Fenster durch starke Gitter gesichert waren, was dem Mandarin jedoch entgangen war.

Weshalb also hatte Ricky auf diesem kleinen Bad als Gefängnis bestanden?

Es mußte einen Grund geben.

Lana zergrübelte sich den Kopf. Durch die Tür kam sie nicht. Das Holz war zu dick, und um Hilfe zu rufen, hätte auch nichts genutzt.

Die Wände waren stabil gemauert und die nächsten Nachbarn noch zu weit entfernt.

Also mußte es noch eine andere Möglichkeit geben, aus dem Gefängnis zu entkommen.

Lana Leroy sah sich genau um.

Ihre Blicke schweiften über den Boden, tasteten sich an den Wänden hoch, strichen weiter bis zur Decke – und…

Plötzlich stutzte sie.

Eine Idee zuckte durch ihr Hirn.

Himmel, der Luftschacht.

War das der Ausweg?

In der ersten Aufregung dachte Lana nicht mehr an ihre Zigarette und verbrannte sich fast die Fingerkuppen. Mit einem ärgerlichen Laut warf sie die Zigarette in die Wanne. Dann richtete sie sich auf, legte

den Kopf in den Nacken und besah sich das Gitter des Luftschachtes.
Es war grau gestrichen und erinnerte mit seinem Muster an eine Bienenwabe. Jeweils vier Schrauben hielten es in der Decke fest.
Schrauben, das konnte Lana auch von unten sehen, die noch keinen Rost angesetzt hatten.
Die müßten zu lösen sein! überlegte Lana.
Aber womit? Lana überlegte. Über dem kleinen Handwaschbecken befand sich ein Spiegelschrank. Er enthielt allerlei Kosmetika, vom Rasierschaum bis zum Intimspray.
Lana trat an den Schrank und öffnete die beiden Türen. Suchend glitt ihr Blick durch die Fächer. Spraydosen, Tigel und Fläschchen interessierten sie nicht. Was sie wollte, lag in der unteren Lade. Ein schmales rotes Etui.
Lana nahm es heraus und zog den Reißverschluß auf. Zwischen zwei Nagel- und Fußscheren lag das, was sie zu finden gehofft hatte.
Eine Nagelfeile!
Aus bestem Stahl hergestellt und äußerst stabil.
Mit spitzen Fingern nahm Lana Leroy die Nagelfeile aus dem Etui.
Sie war dabei so nervös, daß die Scheren aus dem Etui rutschten und in das Handwaschbecken fielen.
Lana ließ sie liegen. Mit der Nagelfeile in der Hand ging sie wieder an die Wanne und kletterte auf den Rand. Sie balancierte ein paar Schritte nach rechts, bis sie eine einigermaßen günstige Ausgangsposition erreicht hatte.
Sie stand jetzt schräg unter dem Luftschachtgitter. Weiter konnte sie nicht gehen, denn sie hatte bereits das Ende der Wanne erreicht.
Lana streckte sich. Wenn der Raum jetzt zu hoch war, dann…
Er war es nicht.
Lanas Fingerspitzen berührten die Decke. Die rothaarige Frau hielt die Nagelfeile in der ausgestreckten rechten Hand. Sie hatte sie umgedreht, so daß sie das stumpfe Ende in die Schraubennut stecken konnte.
Es war eine Quälerei. Lana hatte mit der Feile kaum die Schraube berührt, als sie das Gleichgewicht verlor, und – um nicht hinzufallen – in die Wanne springen mußte.
Es dröhnte wie ein Gong.
Lana hätte heulen können vor Wut, benahm sich bei ihrem zweiten Versuch allerdings geschickter.
Sie stellte sich breitbeinig über die Wanne. Ihre Füße berührten jeweils den rechten und den linken Rand. So hatte sie einen weitaus besseren Halt.
Wieder streckte sie ihren Körper, klemmte die Nagelfeile in die kleine Nut der Schraube und begann zu drehen.
Die Feile rutschte ab.

Lana konnte einen Fluch nicht unterdrücken, doch dieser Mißerfolg stachelte sie noch mehr an.

Wieder versuchte sie es, konzentrierte sich völlig auf die vor ihr liegende Aufgabe.

Das stumpfe Ende der Feile packte.

Die Schraube begann sich zu drehen.

Lana fiel der berühmte Stein vom Herzen. Sie dankte dem Himmel, daß das Haus erst zwei Jahre alt war und gewisse Bauteile noch keinen Rost angesetzt hatten.

Jetzt ging es leichter, und schon zwei Minuten später hatte sie die erste Schraube gelöst.

Drei lagen noch vor ihr.

Lana gönnte sich eine kurze Pause und erfrischte ihr erhitztes Gesicht mit kaltem Wasser.

Dann machte sie sich wieder an die Arbeit und schaffte es auch, die zweite Schraube zu lösen.

Das Gitter hatte sich bereits etwas gelockert, aber Lana mußte noch eine dritte Schraube lösen, um es zur Seite wegdrehen zu können.

Der Einstieg des Luftschachtes lag nun frei vor ihr.

Ziemlich erschöpft und schweißgebadet ließ sich Lana auf den Wannenrand fallen. Nur allmählich beruhigte sich ihr Atem. Sie wußte, daß das schwerste Stück Arbeit noch vor ihr lag – und sie hatte keine Ahnung, wo der Luftschacht endete. Jetzt ärgerte sie sich, daß sie sich nie richtig für den Bau des Hauses interessiert hatte. Sie hatte das Haus praktisch erst gesehen, als es fertig war.

Wie ein finsterer, unheimlicher Tunnel kam Lana Leroy der Schachteingang vor, aber auch wie ein letzter vor ihr liegender Rettungsanker, den sie nur noch zu packen brauchte.

Lana stellte sich wieder auf die Wanne. Nun begann das schwerste Stück Arbeit. Sie mußte sich mit Hilfe eines Klimmzuges in den Schacht ziehen und konnte dabei nur ihre Fingerspitzen benutzen, denn der Rand des Schachtes war sehr schmal.

Lana Leroy stellte sich wieder breitbeinig auf die Wanne. Dann versuchte sie es.

Es war eine Quälerei. Lana brachen vier Fingernägel ab, als sie sich an den schmalen Rand klammerte und ihren Körper unendlich langsam hochzog.

Stück für Stück.

Lana zitterte und schrie vor Anstrengung. Der Schachteingang schien kaum näher zu rücken, und Lana war mehrmals nahe daran, aufzugeben.

Immer wieder riß sie sich zusammen, und als sie plötzlich die kühle Luft spürte, die ihr erhitztes Gesicht umfächerte, da hatte sie den ersten Teil hinter sich.

Mit dem Kopf tauchte sie in den Schacht ein, die Schultern berührten das glatte Mauerwerk.

Lana blutige Finger ließen den Rand los. Sie gab ihrem Körper Schwung, drehte sich etwas und klemmte sich mit den Schultern in dem Schacht fest.

Tränen der Erleichterung und Erschöpfung liefen über ihr Gesicht.

Noch immer hing sie mit dem Unterkörper draußen. Durch Drehen und Winden gelang es ihr, sich wieder höher zu schrauben.

Lana hob den Blick. Unendlich lang kam ihr der Luftschacht vor, aber der Gedanke an Ricky Lord und all die unschuldigen Menschen, die sich in großer Gefahr befanden, gaben ihr neue Kräfte.

Lana Leroy wuchs über sich selbst hinaus.

Die rauhe Betonwand des Schachtes scheuerte ihre Kleidung auf, riß blutige Schrammen in die Haut, doch sie biß die Zähne zusammen.

Sie gab nicht auf!

Zentimeter um Zentimeter kam sie weiter. Manchmal rutschte sie wieder ein Stück ab, und dann begann die Quälerei von vorn.

Das Haus besaß zwar ein Flachdach, aber Lana hätte nie gedacht, daß ihr der Weg einmal so weit vorkommen würde. Sie hatte schon das Gefühl, ihr gestecktes Ziel nie zu erreichen, als sie über sich Licht schimmern sah.

Das Ende des Schachts!

Lana Leroy verdoppelte ihre Anstrengungen. Sie keuchte und ächzte.

Wie Wasser lief ihr der Schweiß vom Körper, und schließlich – nach einer ihr unendlich lang erscheinenden Zeitspanne – sah sie das Ende des Schachtes dicht vor sich.

Aber noch gab es ein weiteres Problem.

Der Schacht war vom Dach her durch ein schräg verlaufendes Blech gegen Regen abgesichert, Lana hätte heulen können vor Wut. Sollte so dicht vor dem Ziel alles vorbei sein?

Sie streckte ihren rechten Arm aus und trommelte mit der Faust gegen das Blech.

Die Geräusche klangen hohl und dumpf, und dabei stellte Lana fest, daß das Blech gar nicht mal so dick war. Unter Umständen konnte sie es zur Seite biegen.

Der Regenschutz hatte die Form eines kleinen Daches. Lanas Finger umklammerten die eine Seite und bogen sie mit aller ihr noch zur Verfügung stehenden Kraft nach außen.

Das Blech gab nach.

Noch dreimal mußte Lana zupacken, um das Blech soweit zu biegen, daß sie darunter herschlüpfen konnte.

Wie ein Wurm kroch Lana Leroy auf das Dach. Das gebogene Blech schrammte trotzdem über ihren Rücken, riß dort die Kleidung auf und schnitt ins Fleisch.

Lana schrie, gab aber nicht auf und lag schließlich blutend und völlig erschöpft auf dem Flachdach des Hauses.

Wie lange sie so gelegen hatte, wußte sie nicht. Nur allmählich normalisierte sich ihr hämmernder Herzschlag, und Lana kam auch wieder zu Atem.

Die Sonne hatte sich bereits nach Westen geneigt. Ihre rotgoldenen Strahlen strichen fast waagerecht über Bäume und Häuser. Es war ein phantastisches Bild, aber Lana Leroy hatte dafür keinen einzigen Blick.

Auf allen vieren kroch sie dem Rand des Daches entgegen. Sie konnte von dieser Stelle aus auf das Nachbargrundstück blicken und sah das Ehepaar Dobbs in ihren bunten Liegestühlen im Garten sitzen. Auf einem kleinen Tisch standen eisgekühlte Getränke, Mrs. Dobbs brachte soeben eine frische Schale mit Eiswürfeln.

Lana Leroy kniete sich hin, winkte mit beiden Händen und versuchte zu schreien.

Doch nur ein Krächzlaut entrang sich ihrer Kehle.

Mrs. Dobbs hatte die Schale mit den Eiswürfeln inzwischen auf den Tisch gestellt. Sie ging wieder zu ihrem Liegestuhl und wollte sich hinsetzen, als sie die winkende Lana Leroy sah.

Mrs. Dobbs sagte etwas zu ihrem Mann und zeigte dann zu Lana Leroy hinüber.

Dobbs – ein Schrottgroßhändler – reagierte sofort. Er sprang auf, rannte in die offenstehende große Garage und kam mit einer Leiter zurück.

Geschickt kletterte er über den Zaun, der die beiden Grundstücke voneinander trennte.

Dobbs zog die Leiter nach, lief über den Rasen und rief: »Moment, Miß Leroy.«

Dann lehnte er die Leiter gegen die Hauswand.

Es kostete Lana eine ungeheure Überwindung, die Sprossen hinunterzuklettern. Ein seltsames Schwindelgefühl hatte sie gepackt, und als sie endlich festen Boden unter den Füßen hatte, mußte Dobbs die stützten, sonst wäre sie gefallen.

»Mein Gott, Miß Leroy, was ist denn geschehen?«

Lana keuchte. »Der Mandarin, die Knochenmänner, ich – ich muß telefonieren.«

Walter Dobbs schüttelte ungläubig den Kopf. Er führte Lana über den Rasen, half ihr auch beim Überklettern des Zaunes und legte sie dann in seinen Liegestuhl.

Erst jetzt bemerkte er die zahlreichen Wunden der Frau.

Mrs. Dobbs war schon unterwegs, um die Hausapotheke zu holen. Ihr Mann gab Lana inzwischen ein Glas mit eisgekühltem Orangensaft zu trinken.

Dankbar trank Lana das erfrischende Getränk. Dann verlangte sie

wieder nach einem Telefon.

Dobbs brachte ihr den Apparat nach draußen. »Wen wollen Sie denn anrufen, Miß Leroy?« fragte er.

»Scotland Yard. Einen gewissen Oberinspektor Sinclair«, lautete die schwache Antwort.

***

Fünfzig Minuten später saß Lana Leroy Oberinspektor Sinclair in dessen Büro gegenüber. Sinclair war nicht allein. Außer ihm und Superintendent Powell befand sich noch Inspektor Spencer im Raum.

Ein Polizeiarzt hatte sich sofort um Lanas Verletzungen gekümmert, sie mit Salben und Jod behandelt, eine Spritze gegeben und ein Pflaster und Verbände angelegt.

Dann hatte Lana zu trinken und zu essen bekommen und konnte – nun wieder einigermaßen bei Kräften – mit ihrem Bericht beginnen.

Atemlos hörten die drei Männer zu. Als der Name »Mandarin« fiel, hielt es John Sinclair nicht mehr länger auf dem Stuhl. Mit einem Fluch sprang er hoch. »Ich habe es mir doch gedacht!« zischte er.

»Dieser verdammte Teufel ist nicht gestorben.«

»Nun beruhigen Sie sich mal, Sinclair«, sagte der Superintendent. »Sie werden ihn noch früh genug bekommen.«

»Hoffentlich.«

Lana erzählte weiter. Sie berichtete von Ricky Lords Mord und von dem Treffen im Beauty View.

Inspektor Spencer machte sich eifrig Notizen, während das in Johns Schreibtisch eingebaute Tonband die Worte der Frau aufnahm.

Als Lana Leroy mit ihrem Bericht fertig war, zeigte die Uhr zwanzig Uhr zweiundzwanzig.

Superintendent Powell persönlich kümmerte sich um die rothaarige Frau, während John Sinclair und Inspektor Spencer eine halbe Hundertschaft Bereitschaftspolizisten in Alarm versetzten.

Um Punkt einundzwanzig Uhr starteten die Männer in neutralen Wagen. Jeder Beamte war mit einer Maschinenpistole und mit Tränengas bewaffnet.

Alles war jetzt nur noch eine Sache der Disziplin und des Glücks.

Aber normalerweise konnte nichts mehr schieflaufen…

***

»Oh, du verdammter Knochenflicker«, stöhnte Killer-Pete und setzte sich ächzend auf die Kante des mit einem schmuddeligen Laken überzogenen Bettes.

Der Arzt trat ein paar Schritte zurück und zog sich die Gummihandschuhe von den Fingern. Dabei grinste er tückisch. »Du hättest ja zu einem anderen gehen können. Aber der hätte dir wahrscheinlich einige unangenehme Fragen gestellt. Zum Beispiel…«

»Wo kann ich hier telefonieren?« fragte Killer-Pete den versoffenen Unterweltsarzt.

»Komm mit.«

Der Mann führte den Mörder in einen Nebenraum, der nur durch einen Vorhang von der »Praxis« getrennt war. Der Raum war spärlich möbliert. Ein Bett, ein Schrank, ein Tisch und zwei Stühle bildeten die gesamte Einrichtung. Das Telefon stand auf dem Bett. Der Doc trieb auch noch irgendwo ein zerfleddertes Telefonbuch auf, aus dem sich Killer-Pete Ricky Lords Nummer suchte.

Er ließ achtmal durchläuten, aber es meldete sich niemand.

»Scheiße«, knurrte Killer-Pete und schielte auf seine Armbanduhr.

»Schon zwanzig Uhr«, murmelte er, überlegte kurz und rief dann bei Jamie Tyler an. Diese Nummer hatte er im Kopf.

Wieder läutete es ein paarmal durch, und Killer-Pete wollte die Hoffnung schon aufgeben, daß jemals abgehoben wurde, da meldete sich eine knurrige Stimme mit: »Ja, verdammt.«

»Hier ist Pete. Ist der Boß da?« versuchte es Killer-Pete mit einem Bluff.

»Willst du mich verarschen?« brüllte die Stimme zurück, »Der Boß ist tot.«

Killer-Pete kicherte. »Du wirst es kaum ahnen, Freund, aber das weiß ich.«

»Und warum fragst du dann so dämlich?«

»Langsam, langsam«, erwiderte Killer-Pete. »Es sei denn, du bist scharf auf eine Unze Blei. Und bevor wir weiterreden, möchte ich deinen Namen wissen.«

»Ich bin Paul Casey.«

»Warum denn nicht gleich so.« Killer-Pete rückte sich seine Brille zurecht. »So, und jetzt werde ich dir flüstern, wer Jamies Tod auf dem Gewissen hat.«

Casey lachte. »Das weiß ich längst.«

»Und?« dehnte Killer-Pete.

»Ricky Lord, Pete. Ricky ist jetzt der große Mann.«

»Und ihr habt ihn akzeptiert?«

»Das müssen wir wohl. Denn wer sollte sonst die Geschäfte fortführen. Wir treffen ihn übrigens heute abend.«

»Oh, das finde ich prächtig.« Hinter Killer-Petes Stirn jagten sich die Gedanken. Dieser Lord schien ja in den letzten Stunden schon alles klar gemacht zu haben. Noch ein Grund mehr, ihn abzuschießen. »Wo trefft ihr euch denn, wenn ich fragen darf?« hakte Killer-Pete nach.

Paul Casey lachte. »Glaubst du, das binde ich dir auf die Nase? Nein, du bist aus dem Spiel. Am besten ist, du suchst dir in irgendeiner anderen Stadt einen Job. Ich habe gehört, in Brüssel bekriegen sich neuerdings die Banden. Wäre das nichts für dich?«

Killer-Petes Stimme klang tödlich sanft, als er erwiderte: »Ich finde es ja reizend von dir, Paul, daß du dir Gedanken über meine Zukunft machst, aber meinst du nicht auch, daß das allein mein Problem ist? Weißt du, ich habe mir da nämlich etwas in den Kopf gesetzt, Ich will mitfahren, und solltest du dich weigern, gebe ich den Bullen einen brandheißen Tip. Ich brauche nur anzurufen. In zwei Minuten sitzen dir die Bullen im Nacken.«

Nach diesen Worten war es erst einmal still. Paul Casey schien es die Sprache verschlagen zu haben.

Killer-Pete grinste schmal. »Ich hör' ja nichts, Paul«, sagte er.

Casey schien zu kochen. Das war jedenfalls seiner Antwort zu entnehmen, in der die unterdrückte Wut mitschwang. »Okay, Pete, ich nehme dich mit. Wann kannst du hier sein?«

»Gar nicht, Paul. Du holst mich ab. Ich bin nicht weit von eurem Hauptquartier entfernt.« Killer-Pete gab die Adresse durch. »Ja, und noch eins«, sagte er zum Schluß. »Glaube nur nicht, daß ich mich austricksen lasse. Ich werde meine Kanone immer griffbereit haben. Das war's denn wohl.«

Killer-Pete legte auf.

Der Doc betrat den kleinen Raum. Er rieb seine Hände aneinander.

»Wie ist es jetzt mit der Bezahlung?« fragte er.

»Ach so, ja.«

Killer-Petes Rechte verschwand blitzschnell unter seiner Jacke. Als sie wieder zum Vorschein kam, schimmerte das brünierte Metall eines schweren Revolvers.

***

Mischwald bildete ein grünes Dach, schuf stickige Kühle. Insekten schwirrten in der Abenddämmerung, Mücken vollführten ihren grotesken Tanz.

Die Luft war schwer und roch nach Laub. Das Zwitschern der Vögel, die herrliche Natur machten den Wald zu einem nahezu perfekten Erholungsgebiet.

Der dunkle Lieferwagen störte.

Langsam kroch er über den schmalen Weg. Die Straße war nicht asphaltiert, Schlaglöcher machten sie zu einem Test für jeden Autostoßdämpfer.

Ricky Lord saß hinter dem Lenkrad. Neben ihm hockte der Mandarin.

Er hatte die Arme in die weiten Ärmel seines Gewandes geschoben und blickte stur durch die breite Frontscheibe, auf der zahlreiche tote Insekten klebten.

Die Luft stand unter den Bäumen. Selbst durch die heruntergekurbelten Seitenscheiben drang keine Kühlung in den Wagen. Ricky Lord schwitzte. Er hatte es aufgegeben, sich alle zwei

Minuten die Stirn abzuwischen, es hatte sowieso keinen Zweck.

Die beiden Knochenmänner hielten sich auf der Ladefläche des Wagens verborgen. Eine hohe Plane schützte sie vor unfreiwilligen Blicken. Und auch der Mandarin hatte sich – als der Wagen noch über belebtere Straßen fuhr – versteckt gehalten.

Das Beauty View wirkte wie ein Geisterhaus.

Ricky Lord und der Mandarin stiegen aus. Lord hatte den Wagen mit der Kühlerschnauze zum Weg hin geparkt, so daß er rasch wieder wegkommen konnte.

Ricky Lord ging um den Wagen herum und zurrte den hinteren Teil der Plane auf.

Geschickt sprangen die Knochenmänner von der Ladefläche. Sie sprachen kein Wort, hielten ihre Maschinenpistolen schußbereit. Die letzten Sonnenstrahlen spiegelten sich auf dem brünierten Metall.

Der Mandarin hatte sich für seine Versammlung den Gesellschaftsraum des Restaurants ausgesucht. Es war schon bald ein kleiner Saal. Staub wurde von den Schritten der Männer hochgewirbelt, kitzelte in der Nase.

Ricky Lord mußte niesen. Er fühlte sich unwohl, sein Blick flackerte, Immer wieder mußte er an Lana Leroy denken. Hatte sie die Chance genutzt, die er ihr geboten hatte?

Lord mußte sechs Stühle auseinanderklappen und in einer Reihe aufstellen. Der Mandarin und seine beiden unheimlichen Leibwächter bauten sich mit dem Rücken zur Wand auf. Die Gerippe flankierten ihren Herrn und Meister. Der Mandarin wollte alle Personen im Auge behalten, aus diesem Grunde hatte er sich diese Position ausgesucht.

Noch eine Stunde bis zu der vereinbarten Zeit.

Niemand sprach ein Wort.

Lord wischte sich den Schweiß von der Stirn. Zum wievielten Male eigentlich?

Dann sah er auf seine Uhr.

Noch dreißig Minuten.

Langsam wurde die Spannung unerträglich…

***

Die Waffe war während des Fahrens auf Paul Caseys muskulösen Oberkörper gerichtet. Killer-Pete verstand sein Handwerk, obwohl er nur einen Arm gebrauchen konnte, und Casey hütete sich, eine verdächtige Bewegung zu machen.

Casey hatte die Scheinwerfer eingeschaltet. Die breiten gelben Lichtbahnen erhellten den Weg, rissen zu beiden Seiten den Waldrand aus der Dunkelheit.

Paul Casey fuhr schneller, als der Waldweg erlaubte. Dadurch, daß er Killer-Pete noch abgeholt hatte, hatte er sich verspätet. Und

unpünktlich wollte er auf keinen Fall sein.
Nur noch zehn Minuten.
Plötzlich befahl Killer-Pete, den Wagen anzuhalten.
Casey trat auf die Bremse. Dann wandte er den Kopf. »Was soll das? Wir kommen zu spät.«
»Irrtum, ich komme zu spät. Du kannst gleich weiterfahren«, sagte Killer-Pete. Mit einem raschen Griff holte er Caseys Luger aus der Halfter. Anschließend öffnete er die Beifahrertür und stieg aus. Er steckte noch einmal seinen Kopf in den Wagen und sagte: »Okay, Casey, du weißt Bescheid. Ein Wort nur, daß ich in der Nähe bin, und du bist ein toter Mann.«
Casey nickte verkrampft.
Killer-Pete trat zwei Schritte zurück, und der Wagen fuhr ab.
Sekunden später hatte sich der Mörder in die Büsche geschlagen.
Seine linke Schulter schmerzte wieder, aber Killer-Pete kümmerte sich einen Dreck darum. Für ihn gab es nur noch die Rache.
So schnell es ging, huschte er durch den Wald. Er achtete nicht auf Zweige, die ihm ins Gesicht schlugen. Stechmücken umtanzten ihn, setzten sich in seinen Nacken und stachen.
Wenige Minuten nach zweiundzwanzig Uhr hatte er das Lokal erreicht. Sieben Wagen parkten vor dem Holzbau. Einer davon war ein Lieferwagen. Stimmen drangen aus den offenen Fensterhöhlen an seine Ohren, Killer-Pete hörte die des Mandarins deutlich heraus.
Der Mörder schlich näher, verschmolz mit der tintigen Dunkelheit und preßte sich mit dem Rücken gegen die Holzwand.
Seinen Revolver hielt er in der rechten Hand. Die Luger steckte im Hosenbund.
Er wartete noch, lauschte.
Der Mandarin hatte das Wort übernommen. Laut sagte er: »Tyler und Graf sind tot, das wißt ihr. Von heute an regiere ich. Wir werden das Geschäft mit dem Rauschgift zentralisieren und ausweiten. Neue Märkte sollen erschlossen werden. Die normalen Fixer interessieren uns nicht mehr. Ich will weiter. Hinein in die Oberen Zehntausend, in die Regierungskreise. Wir werden die Menschen von uns abhängig machen. Wir sind unbesiegbar, denkt immer daran!«
Killer-Pete grinste. Unbesiegbar, das würde sich gleich zeigen. Er blickte auf seine Waffe. Sie war immer sein bester Freund gewesen.
»Und sollte sich einer von euch gegen mich stellen«, rief der Mandarin soeben, »werde ich ihm meine Diener auf den Hals schicken. Sie sind gegen Kugeln gefeit. Fragt Ricky Lord, er wird euch das bestätigen können.«
Schweigen!
Killer-Pete konnte sich vorstellen, wie geschockt die Männer waren.
Sie waren bisher noch nie mit übersinnlichen Dingen konfrontiert

worden, und bestimmt würde der Mandarin noch ein paarmal ein Exempel statuieren müssen, um sie richtig zu überzeugen.

»Ich werde im Hintergrund bleiben«, rief der Mandarin mit Stentorstimme.

»Alle Geschäfte laufen über Ricky Lord, meinen Stellvertreter. Und er wird euch auch jetzt Einzelheiten erklären.«

Killer-Pete erhob sich aus seiner hockenden Stellung. Ein großer Schritt brachte ihn direkt neben das Fenster.

Drinnen im Lokal waren Kerzen angezündet worden. Der geisterhaft zuckende Schein tanzte über Wände und Gesichter, übergoß sie mit einer gelbroten Farbe.

Der Mandarin war zur Seite getreten, hatte Ricky Lord Platz gemacht.

Wie ein begossener Pudel stand der Barbesitzer vor den Männern. Er hatte seine Hände ineinander verkrampft, suchte noch zweifelhaft nach den richtigen Worten.

Killer-Pete grinste teuflisch.

Behutsam hob er den rechten Arm, ging selbst wieder etwas in die Knie und stützte das Handgelenk auf den Rahmen der Fensterbank.

Jetzt hatte er Ricky Lord genau im Visier.

Killer-Pete zielte auf die schweißnasse Stirn des Mannes.

Zwei, drei Sekunden vergingen.

Langsam krümmte sich Killer-Petes Zeigefinger um den Abzug.

Da bohrte sich etwas Hartes, Kaltes in seinen Rücken. Eine Waffenmündung! Killer-Pete vereiste, hielt den Atem an. »Und nun wirf ganz langsam die Kanone weg«, sagte hinter ihm eine kalte Stimme…

***

Killer-Pete wußte, wann er verloren hatte. Die Stimme des Mannes, der hinter ihm stand, hörte sich nicht so an, als wenn mit ihm zu spaßen wäre.

Behutsam zog der Mörder die Hand mit der Waffe zurück. Nur keine hastige Bewegung, die der Kerl in seinem Rücken falsch deuten könnte. Ein fast schmerzhaftes Grinsen lag auf Killer-Petes Gesicht, Er war wütend, daß er sich so hatte reinlegen lassen. Aber wer war der Typ? Gehörte er zu den anderen im Lokal? Kaum. Sosehr Killer-Pete auch überlegte, er fand keine Lösung.

»Mach schon, ich warte nicht lange!« befahl wieder die leise Stimme.

Killer-Pete gehorchte. Er streckte seinen rechten Arm aus, spreizte die Finger, und der Revolver verschwand zwischen dem hohen Unkraut.

Der Mann hinter ihm ging einen Schritt zurück.

Im Innern des verlassenen Restaurants sprach noch immer Ricky Lord, doch Killer-Pete achtete nicht auf die Worte. Die rechte Hand

erhoben, mußte er sich langsam umdrehen.

Er sah in das Gesicht eines blondhaarigen hochgewachsenen Mannes, in dessen rechter Hand das Metall einer Beretta schimmerte. Der Mann war dem Killer nicht unbekannt. Er hatte ihn schon im Scotland-Yard-Building gesehen.

Es war niemand anderer als John Sinclair!

John lächelte. »So sieht man sich wieder, Killer-Pete! Wen wolltest du denn erschießen?«

Der Mörder gewann wieder seine Fassung zurück. »Ich? Niemanden!«

»Und weshalb die Kanone?«

»Ein kleiner Tick. Ein Spielchen, mehr nicht.«

»Na ja, darüber können wir uns später unterhalten. Erst wirst du mich mal begleiten.«

»Und wohin, wenn ich fragen darf?«

»Es gibt große bequeme Kastenwagen. Der einzige Nachteil ist, daß sie Gitter vor den Fenstern haben, aber sonst läßt es sich darin aushalten.«

Killer-Pete preßte die Lippen zusammen. Hinter seiner Stirn jagten sich die Gedanken. Dieser Bulle war demnach nicht allein gekommen.

Aber wieso? Er hatte doch nichts gehört.

John ahnte, was im Schädel des Killers vor sich ging, und konnte sich ein Grinsen nicht verbeißen. In einer beispiellosen Aktion war es der Elitetruppe der Polizei gelungen, einen dichten Kordon um das Restaurant zu legen. Nahezu lautlos hatten sich die Männer angeschlichen und die Falle zuschnappen lassen. Nun warteten sie nur noch auf das Zeichen zum Einsatz.

John hatte praktisch einen Vorposten übernommen. Allein hatte er sich angeschlichen, um die Lage auszukundschaften, und war so auf Killer-Pete gestoßen. Aber erst mußte er den Killer wegschaffen, denn sonst war der überraschende Einsatz geplatzt. Killer-Pete konnte durch seine unkontrollierbare Reaktion alles verderben.

»Geh vor!« kommandierte John. »Und denk immer daran: Was ich hier in der Hand halte, ist keine Wasserpistole.«

Der Mörder kicherte und gehorchte. Nach fünf Schritten blieb er stehen und fragte: »Kann ich wenigstens meinen rechten Arm herunternehmen? Ich bin verletzt, und es ist ziemlich unbequem…«

»Nein!« erwiderte John hart.

Killer-Pete lachte. »Da kann man wohl nichts machen«, sagte er, knickte aber plötzlich in den Knien ein, riß die Beute-Luger aus dem Hosengürtel und wirbelte herum.

Killer-Pete schoß sofort.

Eine Feuerblume platzte aus der Mündung, und John Sinclair, der sich instinktiv geduckt hatte, fühlte, wie das Blei ihm fast die Haare versenkte.

Automatisch feuerte er zurück.
Und traf!
Killer-Pete bäumte sich auf, gurgelte wie ein Ertrinkender und fiel dann zu Boden. Mit ausgebreiteten Armen blieb er tot liegen.
Der gesamte Zwischenfall hatte vielleicht fünf Sekunden gedauert.
Eine Zeitspanne, die den Mandarin, seine beiden Todesboten und die anderen Gangster mobil machten.
Im nächsten Augenblick war die Hölle los!

***

Zwei grellweiße Leuchtraketen stiegen in den dunklen Nachthimmel, zerplatzten und übergossen das verlassene Lokal mit ihrem blendenden Licht.
Kommandostimmen brüllten, Männer durchbrachen das Gebüsch am Waldrand. Waffen blitzten in den Händen der Polizisten, die ersten Tränengasgranaten flogen gezielt durch das Fenster des Lokals.
Gleichzeitig erschienen die beiden Knochenmänner im offenen Rechteck der Eingangstür. Augenblicklich spuckten die Maschinenpistolen Feuer.
John Sinclair warf sich mit einem Riesensatz zur Seite. Über ihm jaulten die Kugeln wie bösartige Hornissen.
Auf allen vieren robbte John in Deckung. Er kroch unter die erhöhte Tanzfläche des Pavillons, drehte sich auf dem Gürtelschloß und feuerte auf die beiden in der Tür stehenden Knochenmänner.
Die Silberkugeln zerschnitten die Luft, aber es war bereits zu spät. Geschickt waren die beiden Gerippe in Deckung getaucht.
Die Polizisten stürmten jetzt das Restaurant. Tränengasbomben polterten in das Lokal. Grauweiße Nebelschwaden krochen aus den Fensteröffnungen, Die Beamten sahen in ihren Gasmasken aus wie Besucher von einem anderen Stern.
John Sinclair verließ seine Deckung. Die im Lokal versammelten Gangster leisteten nicht einmal Widerstand. Das Tränengas hatte sie gelähmt.
John rannte auf das Haus zu.
Neben ihm keuchte Inspektor Spencer. Er wedelte mit beiden Armen und schrie Befehle.
Die ersten Polizisten betraten das Lokal. Sie wurden mit Schreien und Flüchen empfangen.
Auch John und der Inspektor waren bereits an der Tür. Johns Augen begannen zu tränen. Er jagte mit angehaltenem Atem durch eine dicke Tränengaswolke, stolperte über einen im Weg liegenden Stuhl, sah die Stufen einer Treppe und rannte nach oben.
Auf dem ersten Absatz machte er halt. Hier war die Luft besser. Die Tränengasschwaden wurden von der drückenden Schwüle mehr auf

dem Boden gehalten.

John wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann riskierte er es und schaltete seine mitgebrachte Taschenlampe ein.

Der Strahl schnitt durch die Finsternis, wanderte die Stufen des nächsten Treppenabsatzes hoch.

Da sah John die Gestalt!

Es war eines der Gerippe. Der Knochenmann wollte soeben in einem Raum verschwinden.

John feuerte aus der Hüfte – und traf.

Die Kugel fauchte in die Schulter des Skelettes und schleuderte es nach vorn.

Mit marionettenhaften Bewegungen kippte der düstere Todesbote nach vorn, blieb liegen und verendete.

John warf dem Skelett keinen einzigen Blick zu. Er suchte den Mandarin.

John war in einen Flur gelangt, von dem zu beiden Seiten zahlreiche Türen abzweigten.

Mit schußbereiter Waffe trat John jede einzelne Tür auf und leuchtete in die dahinter liegenden Zimmer.

Sie waren leer – bis auf eins.

Der Geister-Jäger spürte plötzlich hinter seinem Rücken einen Luftzug. Aus dem Stand heraus warf er sich nach vorn.

Die würgenden Hände des Skelettes verfehlten seinen Hals um Haaresbreite.

John warf sich sofort wieder herum.

Da sprang ihn der unheimliche Knochenmann an. Der Oberinspektor kam gar nicht mehr dazu, seine Waffe abzudrücken, er spürte plötzlich das fleischlose Gerippe auf sich und zwei Hände, die nach seinem Hals tasteten.

Wild warf John Sinclair den Kopf herum.

Die Totenhände rutschten ab, rissen die Haut an Johns Hals auf. Mit einem Fußtritt verschaffte sich John Sinclair etwas Luft und konnte – als er noch einmal nachsetzte – das Skelett von sich schleudern.

John sprang auf. Er sah die Maschinenpistole des Gerippes in der Ecke liegen und fragte sich, warum der Unheimliche ihm nicht längst eine Kugelgarbe mitgegeben hatte. John konnte nicht ahnen, daß die Waffe leergeschossen war.

Mit einem unmenschlichen, fauchenden Laut schnellte das Skelett sich hoch, genau auf John Sinclair zu.

Der Geister-Jäger schoß.

Zwei Kugeln trafen das Gerippe mitten im Sprung. Mit einem klagenden Laut brach es zusammen, und Sekunden später schon begann die magische Auflösung.

John Sinclair kümmerte sich nicht weiter darum. Er sprang über das

verendende Skelett hinweg und lud seine Pistole nach. In der Tür prallte er fast mit Inspektor Spencer zusammen.

»Mann, Sinclair, hier stecken Sie«, sagte der Inspektor. Sein Gesicht war gerötet und schweißüberströmt. »Verdammt, wir haben es geschafft. Es hat keinen Toten gegeben, bis auf diesen Killer-Pete. Die anderen haben sich alle ergeben.« Dann fiel sein Blick auf den Knochenmann, der sich mitten in der Auflösung befand. »Um Himmels willen, was ist…?«

»Nichts für Sie«, erwiderte John und schob Spencer nach draußen auf den Flur. »Und wo ist der Mandarin?« fragte er.

»Verdammt, das weiß ich nicht. Er ist…«

Plötzlich waren vor dem Lokal Schüsse zu hören, und dann jagte ein gellender Schrei durch die Nacht.

John ließ den Inspektor stehen und hetzte die Treppen hinunter. Als er draußen ankam, lagen zwei Polizisten mit schmerzverzerrten Gesichtern auf dem Boden. Die Haut ihrer Arme war schwarz verbrannt. »Dieser Teufel!« brüllte einer. »Er hat mit Feuer…«

John hatte genug gehört.

Noch während er loslief, spaltete ein greller Blitz die stockfinstere Nacht.

Da sah John den Mandarin. Er stand am Waldrand und hatte sich gerade umgesehen.

John riß die Pistole hoch.

Das Bellen des Schusses vermischte sich mit dem Krachen des Donners. John wußte nicht, ob er getroffen hatte, und als der nächste Blitz gegen die Erde fuhr, hatte John bereits die Verfolgung aufgenommen.

Wieder blitzte und donnerte es. Dann öffnete der Himmel seine Schleusen, und ein sintflutartiger Sturzregen prasselte auf den ausgedörrten Boden.

Im Nu war John Sinclair bis auf die Haut naß.

Wieder ein Blitz!

Und diesmal sah John Sinclair den Mandarin. Er tauchte soeben im Wald unter. Der orkanartige Wind zerrte an seinem langen Mantel und verhakte ihn in einem knorrigen Strauch.

Der Mandarin verlor kostbare Sekunden. Doch ehe John ihn erreicht hatte, konnte er sich wieder losreißen und stürzte davon.

John Sinclairs Sohlen klatschten auf den jetzt schlammig gewordenen Grund, und wenig später hatte ihn ebenfalls der Wald verschluckt.

***

Schlagartig flammte vor Johns Augen die Szene im Zirkus Luzifer auf. Er hatte den Mandarin auch schon gepackt gehabt, hatte ihm die Maske vom Gesicht gerissen und in eine glatte widerliche Fratze

gesehen, in der nur die Augen leuchteten.

Dann hatte rasend schnell das Feuer um sich gegriffen, und John Sinclair war im letzten Moment von seinem Freund Bill Conolly gerettet worden. Was mit dem Mandarin geschehen war – niemand wußte es. Optimisten hatten angenommen, er wäre endgültig verbrannt, aber John hatte diesen Theorien nie glauben wollen. Zu recht, wie sich jetzt herausstellte.

Wieder fuhr ein bizarr verästelter Blitz zu Boden, verbreitete weißes, kaltes Licht, erweckte den Eindruck, als würde ein gigantischer Vorhang in zwei Teile gerissen, Sekunden später folgte der heftige Donnerschlag, dessen urwelthaftes Grollen weit über das Land rollte.

John Sinclair hatte den Mandarin im Aufzucken des Blitzes gesehen.

Wie ein Hase überquerte er einen Weg und verschwand in einer neu angelegten Tannenschonung.

John rannte hinterher, flankte über den Zaun, der die Schonung abgrenzte, und wurde vom wütenden Sturm und den Regenschauern voll gepackt. Von den anderen Beamten war längst nichts mehr zu sehen. John Sinclair war völlig auf sich allein gestellt. Mit rudernden Armen bahnte er sich einen Weg durch die Schonung. Immer wieder klatschten Wassermassen von der Seite her gegen die kleinen jungen Tannen und bogen sie mit dem Wind zusammen bis zum Boden.

John Sinclair hatte aufgeholt. Der Mandarin war als Schemen inmitten des Wasservorhanges zu erkennen. Sein langer Mantel behinderte ihn jetzt. Er hatte sich voll Wasser gesogen und wirkte wie eine bleierne Schleppe.

Der Boden war rutschig, als hätte ihn jemand mit Schmierseife übergossen. Wasserlachen hatten sich gebildet und spritzten hoch auf, wenn John Sinclair hindurchstampfte.

Der Mandarin hatte jetzt das Ende der Schonung erreicht. Er warf keinen Blick zurück, als er über den Drahtzaun kletterte. Auf der anderen Seite hörte der Wald auf, ein schmaler Weg führte in freies Gelände, aus dem die breiten Masten einer Hochspannungsleitung wie urweltliche Ungeheuer ragten. Die Starkstromleitungen führten zu dem nahegelegenen Umspannwerk, das einige Orte mit Elektrizität versorgte. Der orkanartige Wind ließ die Leitungen hin und her schwingen.

Hagel hatte den Regen abgelöst. Taubeneigroße Körner prasselten auf die Erde nieder, überzogen den Boden mit einer weißen rutschigen Schicht, John Sinclair kämpfte verbissen gegen den von vorn kommenden Sturm an. Für ihn war es unverständlich, daß der Mandarin nicht weiter im schützenden Wald geblieben war. Hier auf dem freien Feld hatte er kaum eine Chance zu entkommen. Aber wahrscheinlich war er in Panik geraten, er fühlte seinen unerbittlichen Gegner im Nacken.

John holte immer mehr auf. Er versuchte dem Mandarin den Weg abzuschneiden und riskierte auch einmal einen Schuß, doch die Kugel ging fehl. Es war schwer, im Laufen jemand zu treffen.

Wieder fegten Blitze der Erde entgegen. Das Gewitter wurde immer schlimmer. Hagel, nun vermischt mit Regen, der grollende Donner – sie machten die Erde zu einer Hölle.

Und dann geschah es.

John Sinclair war vielleicht noch dreißig Yards von dem Mandarin entfernt und sah die Szene wie aus der Loge eines Theaters.

Ein weißbläulicher Blitz zackte in einen Mast der Hochspannungsleitung.

Knirschend und splitternd brach das Holz. Der Mast neigte sich zur Seite, brachte andere damit ins Wanken, an denen der Sturm rüttelte.

Die Hochspannungsleitung senkte sich dem Boden entgegen, wurde vom Wind wie eine Peitsche hin und her geschwungen.

Der Mandarin war stehengeblieben, starrte den brechenden Mast an und sah nicht die Leitung, die sich genau auf ihn zusenkte.

Zigtausend Volt jagten hindurch.

Wieder ein Blitz – dann ein Donner.

John Sinclair hatte die rechte Hand mit der Pistole erhoben. Er wollte schießen, doch es war nicht mehr nötig.

Ein greller, weißblauer Blitz strahlte John entgegen. Der Schrei, den er noch in der gleichen Sekunde hörte, war markerschütternd. John sah, wie der Mandarin zuckte, wie sein Körper von einer flimmernden Aura umgeben war. Er hatte die Arme erhoben, das Fleisch verbrannte, wurde schwarz.

Der Mandarin hauchte sein dämonisches Leben aus. Er wurde regelrecht geröstet.

Dann war alles vorbei.

Was von dem Mandarin übriggeblieben war, wurde vom Regen hinweggespült.

Fasziniert und auch entsetzt hatte John dem schrecklichen Schauspiel zugesehen. Er spürte nicht mehr den Regen und den Hagel, die auf ihn niederprasselten. Ein beruhigendes Gefühl erfüllte seine Brust. Der Mandarin war endgültig tot.

John Sinclair hatte gewonnen!

***

Völlig durchnäßt und erschöpft traf John Sinclair wieder im Beauty View ein. Irgend jemand hielt ihm eine Taschenflasche mit Whisky hin. John nahm zwei große Schlucke und spürte, wie gut ihm der Alkohol tat, wie er ihn von innen her belebte.

Spencer stand plötzlich neben ihm. Fragend blickte er den Geister Jäger an. John wischte sich über das nasse Gesicht. »Wir haben es

geschafft, Kollege«, sagte er. Mehr nicht.

Spencer fiel ein Stein vom Herzen. »Und hier ist auch alles klar«, erwiderte er. »Teufel noch mal, soviel Gangster auf einen Haufen, das Glück hatte ich noch nie.«

John grinste. »Sie kennen ja das Sprichwort vom blinden Huhn…«

Spencer blies die Wangen auf. »Sie wollen wohl unbedingt mit einem Krankenpfleger poussieren?«

»Nee, 'ne Schwester wäre mir lieber.« John wurde wieder ernst. »Wo kann ich denn diesen Ricky Lord sprechen?«

»Er ist bei den anderen.«

»Danke.«

Lord hatte sich etwas abseits hingesetzt. Er trug ebenfalls Handschellen, hatte den Kopf gesenkt und starrte auf den Boden.

»Mister Lord.« John hatte sich einen Stuhl mitgenommen, und setzte sich neben den Barbesitzer.

Lords Gesicht blieb ausdruckslos, als er fragte: »Was wollen Sie, Oberinspektor?«

»Mich mit Ihnen unterhalten.«

»Ich kann Sie nicht hindern.«

»Sie wissen, daß wir diesen rechtzeitigen Einsatz einer Frau namens Lana Leroy zu verdanken haben?«

»Das hatte ich gehofft.«

»Okay, Mister Lord. Lana hat uns alles erzählt. Auch von dem Mord an Jamie Tyler.«

Lord lachte bitter. »Daß Sie mir das anhängen, ist klar. Aber was hätte ich denn tun sollen, verdammt? Ich konnte mich doch nicht einfach abschießen lassen. Er oder ich. Und hätte ich Jamie Tyler nicht erschossen, wäre alles ganz anders gelaufen, dann hätte auch Lana daran glauben müssen.«

»Ich weiß das alles, Mister Lord. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich das auch den Richtern erzählen werde. Die Verhandlung wird stattfinden, ohne daß die Öffentlichkeit zugelassen ist. Und ich werde den gesamten Fall zur Sprache bringen.«

In Ricky Lords Augen schimmerte es verdächtig feucht. »Danke, Oberinspektor.«

John winkte ab. »Ach so, ja, das hätte ich bald ganz vergessen. Ich soll Ihnen noch einen Gruß von Lana bestellen. Es geht ihr gut. Sie wartet auf Sie.«

John nickte Ricky Lord noch einmal zu und trat nach draußen. Tief atmete er die frische Luft ein. Das Gewitter war weitergezogen, der Regen hatte aufgehört.

Wieder war ein gefährliches Abenteuer zu Ende gegangen. John Sinclair war gespannt, was als nächstes auf ihn wartete…

ENDE